

## Werk

**Label:** Zeitschriftenheft

**Ort:** Heidelberg

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?558786499\\_0007|LOG\\_0021](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?558786499_0007|LOG_0021)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

# Das humanistische Gymnasium.

Organ des Gymnasialvereins.

Siebenter Jahrgang.

1896.

Heft II.

Der Jahrgang umfaßt durchschnittlich 12 Bogen.  
Gewöhnlich viermal im Jahr erscheint ein Heft.  
Preis jährlich 3 Mark (einschließlich freier Zustellung im Inland) für Solche,  
welche nicht Vereinsmitglieder sind.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen  
und direkt unter Kreuzband gegen Voreinsendung des Betrags von  
der Verlagsbuchhandlung.  
Inserate: 35 Pf. für die gespaltene Petitzeile. Beilagen nach Vereinbarung.  
Schriften, deren Besprechung gewünscht wird, sind an Carl Winter's  
Universitätsbuchhandlung in Heidelberg zu senden.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. G. Uhlig, Dir. des Gr. Gymnasiums in Heidelberg.

## Inhalt.

	Seite
W. Fries, die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt, besprochen von W. Schrader . . . . .	50
Die 33. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner . . . . .	58
Darin: Über allerhand Pessimismus unter uns, Vortr. von Dir. Matthias . . . . .	58
Diskussion . . . . .	68
D. Jäger, Rückblick auf die Philologenversammlung des vergangenen Jahres . . . . .	70
Auszug aus Gramers Vortrag über die Stellung der Grammatik im deutschen Unterricht der unteren Klassen . . . . .	73
Ernstes und Heiteres aus den Kölner Septembertagen, von G. U. . . . .	73
Darin: Besprechung des Vortrags von Th. Ziegler (sich auch S. 120). . . . .	73
Besprechung des Vortr. von W. Münch . . . . .	75
Die Verhandlungen über Schularchäologie . . . . .	76
Ad. Wilbrandts Frauenherrschaft . . . . .	77
Drei Gedichte aus dem klassisch-philologischen Verein zu Bonn . . . . .	77
Sechste Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrer-Vereins . . . . .	84
Darin: Bericht über Vorträge neuphilologischen, geschichtlichen, mathematischen Inhalts . . . . .	84
Auszug aus Rich. Richters Vortrag über die pädagogische Ausbildung für das höhere Lehramt . . . . .	88
Der Stellenetat im Königreich Sachsen, von E. Särchingen . . . . .	91
Die dritte Studienreise badischer Philologen nach klassischen Stätten, von F. Köfifer . . . . .	96
Brief von E. Curtius an J. K. H. die Großherzogin von Baden . . . . .	117
Die Erneuerung olympischer Spiele . . . . .	117
Litterarische Anzeigen . . . . .	119
Geographische Zeitschrift, herausgeg. von Hettner . . . . .	119
G. Richters Grundriß der allg. Geschichte, Biedermanns Leitfaden der deutschen Gesch., Stöwers Rollernlieder . . . . .	120

Die Mitglieder des Gymnasialvereins werden ersucht, die Mitteilung **An die Vereinsmitglieder** auf der 2. Seite des Umschlags zu beachten.

Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1896.

*Handwritten signatures and notes:*  
106  
T

### An die Vereinsmitglieder.

Die Geldsendungen (Mindestbeitrag für Deutschland und Österreich 2 Mk. und 5 Pf. Bestellgebühr, für die anderen Länder 2½ Mk.) sind an Herrn **Professor Dr. Hilgard in Heidelberg, 45 Mohrbacherstraße**, zu richten (nur nicht im Laufe des Monats August, wo derselbe von hier abwesend ist). Auf der Rückseite der Postkarte bitten wir zu bemerken, für welches Jahr der Beitrag gelten soll; wo Zweifel walten sollten, für welches die letzte Zahlung geleistet worden ist, wird der genannte Herr gern Auskunft erteilen. Werden Beiträge für ein Kollegium gemeinsam gesandt, so bitten wir bei etwaigen Veränderungen in Bezug auf Zahl oder Namen der Mitglieder im Interesse sorgfältiger Buchführung um möglichst genaue Angaben. Der Empfang jeder Geldsendung wird künftighin ausdrücklich bescheinigt. Sollte die Bescheinigung nach Ablauf von 14 Tagen nicht eingetroffen sein, so ersuchen wir zu reklamieren.

Wenn bei Sendung mehrerer zur Verteilung bestimmter Exemplare die Zahl der Hefte nicht ausreichen sollte, so ersuchen wir um sofortige Nachforderung. Überzählige Exemplare bitten wir nicht zurückzusenden, sondern an etwa für den Inhalt sich interessierende Nichtmitglieder zu geben.

Veränderungen des Wohnsitzes sind von den Mitgliedern gefälligst bald Herrn Dr. Hilgard mitzuteilen.

Für die Zeitschrift bestimmte Manuskripte sind an den Unterzeichneten, Bücher, deren Besprechung gewünscht wird, an Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg zu senden.

Heidelberg, Ende Juni.

G. Uhlig.

Von den **Zeitschriften**, die wir im Austausch erhalten, sind uns seit dem Dez. v. J. zugegangen:

Pedagogisk Tidskrift, utgifven af Enar Sahlin, XXXII 1—2.

Educational Review, edited by N. Murray Butler, XI 1 — XII 1.

Österreichisches Literaturblatt, IV 23 — V 12.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten, herausgegeben von R. Erbe, III 23 — IV 6.

Gymnasium, herausg. von M. Wegel, XIII 24 — XIV 12.

School Review, ed. by Schurmann and Thurber, III 10 — IV 5.

Revue internat. de l'enseignement publiée par Dreyfus-Brisac, XV 12 — XVI 6.

Moskauer Philologische Rundschau, herausg. von Adolph u. Appelroth, IX 2 — X 1.

Vereinsblatt des liberalen Schulvereins Rheinlands u. W., herausg. von J. B. Meyer, III 6 — IV 4.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, herausg. v. Wächgram, I 2, 3 und Beilage.

Blätter für das Gymnasialschulwesen herausg. vom Bayer. Gymnasiallehrerverein XXVII 1 — XXXII 4.

### J. B. Metzler'scher Verlag in Stuttgart.

Erschienen: der **III. Halbband**  
— Apollon bis Artemis —  
von

## **Pauly's Real-Encyclopädie** der **classischen Altertumswissenschaft** in neuer Bearbeitung unter Redaction von **Georg Wissowa.**

Über 100 Mitarbeiter, Autoritäten auf den Gebieten der Geographie und Topographie, Geschichte und Prosopographie, Literaturgeschichte, Antiquitäten, Mythologie und Kultus, Archäologie und Kunstgeschichte. Dieses monumentale Werk ist auf 10 Bände (zu 90 Bogen) berechnet und bildet ein höchst wertvolles Bestandstück

**jeder philologischen Bibliothek.**

Preis des Vollbandes M. 30.—, des Halbbandes M. 15.—

**W. Fries, die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt:** Sonderausgabe aus  
A. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für  
höhere Schulen. München 1896, Band, 206 S., Pr. 4 M.

Seitdem F. A. Wolf für die Gymnasien einen eigenen Lehrerstand gefordert und geschaffen hatte, war man mit Eifer und wachsender Klarheit bemüht, die Unterrichtsregeln für diese Anstalten zu ermitteln und in feste Ordnungen zu fassen. Die Schäume der Philanthropen waren bald zerronnen, im wesentlichen wegen ihrer Grundlosigkeit; nach einigen Richtungen hatten sie gleichwohl eine heilsame, freilich von ihrem prahlerischen Programm weit abliegende Wirkung geübt. Wolf hatte über die neuentdeckte Pädagogik auf seine Weise gespottet: sie sei eine der beiden jungen Wissenschaften, welche das Papier füllten und die Köpfe leerten, in ihr werde von ungezogenen Schriftstellern über Erziehung und von ungelehrten über die beste Art zu lehren gehandelt. Aber er selbst hatte doch mit Ernst und, wie es seiner Erfahrung und Begabung entsprach, mit Erfolg über die Unterrichtskunst nachgedacht, was seine *Consilia scholastica* reichlich darthun, und er wollte in dieser wichtigen Sache nichts dem Zufall überlassen (*Cons. schol.* 13). Ausgang und Ziel für Theorie und Übung war der Erlaß über die Abgangsprüfungen von 1787, dessen Bedeutung nicht nur für seine Zeit, sondern für alle Folge nicht hoch genug geschätzt werden kann; es ist bekannt genug, daß an seinem Ausbau und seiner Anwendung Wolf noch in seiner Berliner Zeit lebhaft beteiligt wurde. Und von dem Unterricht der Schüler ging man naturgemäß zur Bildung der Lehrer über: es ward bald klar, daß Wolfs kurze und eher witzige als ausgiebige Pädagogik „Habe Geist und suche Geist zu wecken“ nicht mehr ausreichte. So kam es unter W. v. Humboldt zu dem Erlaß vom 12. Juli 1810 über die Prüfung der Kandidaten für das höhere Lehramt, an welchem neben Schleiermacher besonders Lüben, ein unmittelbarer Schüler Wolfs, gearbeitet hatte. Auch dieser Erlaß bezeugte die ungeschmälerte Macht des Wolf'schen Einflusses; sein Nachdruck ruht viel weniger auf der Forderung pädagogischer Ausbildung als auf der Ermittlung der fachwissenschaftlichen Kenntnisse. Dies erhellt namentlich aus § 8 Nr. 1, welcher alle auf preussischen Universitäten ordnungsmäßig zu Doktoren beförderte Kandidaten von der Pflicht der Prüfung befreit. Natürlich ergaben sich aus der klaren Beherrschung des Wissensstoffes auch mancherlei Regeln und Kunstmittel für seine schulmäßige Verwendung; immerhin blieb es in dieser Beziehung mehr bei einer etwas bunten und doch lückenhaften Ansammlung einzelner Erfahrungen, bei tastenden Versuchen und schließlich beim Verlassen auf die Begabung bedeutender Lehrerpersönlichkeiten, deren unter der Frucht der neu aufblühenden Philologie, unter der sittlichen Beredelung unseres Volks durch

seine Leidenszeit und die Befreiungskriege, ja auch unter dem reichen Segen, welchen die deutsche Philosophie und Dichtung ausströmte, nicht wenige erstanden. Sehr mit Recht rühmt der Verfasser unserer Schrift S. 21, daß auf deutschen Schulen<sup>1)</sup> von solchen Lehrern ein stiller, aber nachhaltiger Einfluß auf die Schüler ausgehe, daß ihnen der Eindruck solcher Männer oft unauslöschlich sei und für ihr eigenes Streben maßgebend bleibe.

Alles dieses trug indes das Gepräge der Zufälligkeit; es kam aber darauf an, was einzelne vorbildlich geleistet und was sich an gelegentlichen Beobachtungen gesammelt hatte, für den gesamten Lehrerstand fruchtbar zu machen. So wurde denn sämtlichen Kandidaten des höheren Lehramts zur Ausbildung in der Unterrichtskunst und in Handhabung der Schulzucht ein Probejahr auferlegt, über dessen Zweck und Verlauf genaue Anweisung in § 33 der neuen Prüfungsordnung vom 4. April 1831 erging. Der Erfolg dieser an sich heilsamen Einrichtung hing doch wesentlich von dem Eifer, dem pädagogischen Geschick, der gewissenhaften Fürsorge der Direktoren ab; es war keine geringe Last, keine leichte Aufgabe, daß sie sich neben ihrem verantwortlichen Amte auch der Ausbildung des jungen Lehrernachwuchses mit Liebe annehmen sollten, und es mag häufig genug bei einer äußerlichen Aufsicht, hier und da auch wohl bei der Erwägung geblieben sein, nicht wie den jungen Anfängern möglichst geholfen, sondern wie der Schaden, den ihre Unerfahrenheit der Anstalt bringen werde, möglichst abzuwehren sei. Auch im besten Falle ließ sich, zumal an großen Anstalten, System und Methode bei diesem Verfahren nicht erwarten.

Inzwischen war Herbart mit seiner Beobachtung und Scheidung der seelischen Vorgänge gekommen; ließen sich deren Stufen berechnen, auseinander halten und wieder verbinden, so mußte sich ein klarer und lernbarer Plan für die Bildung des jugendlichen Geistes aufstellen lassen. Dies versuchte Herbart: er brachte Neues und Gewisses, wie es schien, auch Notwendiges und Nutzbares, und so machte er Schule, wie jeder, der seine Lehren in bestimmte Formen zu fassen und als ein innerlich verbundenes Ganze darzulegen weiß. Diese Geschlossenheit des Systems täuschte dann wohl über manche Mängel teils der Theorie teils ihrer Anwendung hinweg. Die eigentliche Bildungskraft der Sprache hat Herbart, dem es stets auf den Gedankengehalt ankam, nie gewürdigt; in seinem Musterseminar gingen die Knaben nach kurzer Unterweisung in den Anfangsgründen zu Cicero, von der Odyssee sogar zu Platons Republik, in der Arithmetik bald zur Potenzlehre und selbst zur Differentialrechnung fort, und wenn sie bei ihrer geringen Zahl eigentlich Privatunterricht genossen und demgemäß auffallend rasch fortschritten, so entschwandten auch die schnell erworbenen Kenntnisse ebenso rasch, wie durch Zeugen aus der letzten Zeit jenes Seminars beweiskräftig überliefert ist.

Allein die Herbartianer ließen sich nicht beirren; sie bestanden darauf, die Wichtigkeit des Systems an Übungs- und Musterschulen darzutun. Von der Bildung der Jugend, die freilich vorwiegend von der intellektuellen Seite angegriffen wurde, gingen sie folgerichtig zur Bildung der Lehrer über, und wenn sie hierbei wohl zu

<sup>1)</sup> Auch anderswo: so in Rugby von Thom. Arnold.

haftig und zu anspruchsvoll verfahren, so füllten sie doch unzweifelhaft die Lehren des Meisters mit lebendigem Inhalt und hielten die Teilnahme der Lehretwelt wach. Zu diesem emsigen Betriebe wurden sie auch durch die Anschauung der großen Fortschritte in unserem Volksschulwesen angefeuert; dort wurde ja klar, welche reiche Frucht die methodische Erziehung der künftigen Lehrer in den Seminaren brachte. Und in Wahrheit, wer Anlaß hatte, das innere Getriebe dieser vortrefflichen Anstalten genauer zu beobachten, der wird sicher die Ergebnisse bewundert haben, welche eine straffe und wohl abgestufte Unterrichtsweisung selbst bei ungeschulten Geistern in kurzer Frist zu erzielen vermochte.

Allzuleicht wurde indes hierbei der Unterschied der Schularten nach Ziel und Unterrichtsstoff genommen. Sehr richtig erinnert Wiese (angeführt S. 141 unserer Schrift): „Die geringe Zahl und Einfachheit der Lehrgegenstände der Volksschulen erleichtert die Aneignung eines bestimmt vorgezeichneten methodischen Verfahrens. In den höheren Lehranstalten fordert schon die größere Mannigfaltigkeit, der weitere Umfang und der tiefere Gehalt der Objekte viel mehr Freiheit und wehrt jede Überschätzung einer irgendwie gegebenen Methode ab: Persönlichkeit und wissenschaftlicher Geist ist da wichtiger als geschulte Fertigkeiten.“ Gerade was hier von der Macht des wissenschaftlichen Geistes gesagt ist, möchte ich bei der Fülle, dem inneren Reichtum und der vielfachen Verzweigung des Wissensstoffes in unseren Gymnasien nachdrücklich hervorheben. Diese Stofffülle fordert vor allem ihre wissenschaftliche Beherrschung; sie verbietet eine so einfache und gleichförmige Lehrmethode, wie sie für unsere Volksschulen genügend und notwendig ist, aber sie trägt auch anderseits den Lehrer, der seinem Gegenstande mannigfache Beziehungen sowohl zu verwandten Erkenntnisgebieten als zu den Herzen der Schüler, kurz zur Anregung, Belebung, Ausweitung des jugendlichen Geistes entnimmt. Ebendeshalb darf die wissenschaftliche Bildung der Lehrer, selbst wenn sie sich im engsten Zusammenhange mit der jeweiligen Gestalt und Bewegung ihres Faches hält, nie zu niedrig geschätzt werden. Wenn man z. B. in neuerer Zeit ab und zu auf den angeblichen Schaden hingewiesen hat, den die vermeintliche Einseitigkeit der Ritsch'schen Richtung der Bildung unserer Lehrer zugefügt habe, so wollen wir zunächst nicht vergessen, daß eben dieselbe Betriebsart auch andere Wissenschaften beherrscht hat. Auch in der Mantel'schen Schule trat zeitweilig die Technik in der Behandlung der Quellen auf Kosten der ethischen und pragmatischen Darstellung hervor, und ist es bei dem Spezialistentum der Naturwissenschaften anders gewesen? Wenn ferner wirklich die Methode einer Fachwissenschaft ab und zu an einer gewissen Einseitigkeit leidet, so sehen wir doch immer wieder, daß sie nach Erledigung der nächsten Aufgabe sich um so gerüsteter zu inhaltreicher Darstellung anschickt. Nie kann sich unsere Schule, zumal das Gymnasium, von der selbständigen Entwicklung und jeweiligen Gestalt der strengen Fachwissenschaft loslösen; sie bedarf ihrer zur Erfrischung, zur idealen Erfüllung, zum Schutz gegen Verkücherung und gewohnheitsmäßige Fertigkeit. Andererseits ist die Gefahr des Formalismus und einer gleichmäßigen Gewöhnung an bestimmte Erkenntnisstufen von der Herbart'schen Schule selbst bis zur Gegenwart keineswegs durchweg vermieden; auch unser Werk weist auf diese Ge-

fahr, besonders insofern sie in der Übungsschule des Seminars zu Tage tritt, an verschiedenen Stellen (S. 31. 95. 117. 120. 129) andeutend hin.

Übrigens hatte Herbart dieses Feld nicht zuerst noch allein bebaut: abgesehen von dem mißlungenen Versuche, welchen der Minister von Zedlig durch Trapp an dem Hallischen Waisenhause anstellen ließ, wurde Gedike in Berlin gleich nach dem oben erwähnten Erlasse von 1787 mit der Einrichtung eines pädagogischen Seminars beauftragt, das noch heute besteht.<sup>1)</sup> Es ist freilich richtig, daß sein ursprünglicher Zweck, die Mitglieder zur Unterrichtskunst anzuleiten, später mehr als billig von fachwissenschaftlicher Arbeit überdeckt wurde, woneben es doch an gelegentlicher pädagogischer Belehrung nicht gefehlt hat. Wer aber, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück gehabt hat, in der Seminarbildung seine Arbeit von Böck beurteilt und zergliedert zu hören, der wird dankbaren Herzens gern bekennen, welcher segensreichen Einfluß die hierbei gelübte strenge Methode auf die Klarheit seines Denkens überhaupt, mithin auch auf eine wesentliche Bedingung guten Unterrichtens gelübt hat, ganz nach dem bekannten Grundsätze *qui bene distinguit, bene docet*.

Wie dem sei, so hatten sämtliche bisherigen Versuche nicht zum Ziele geführt, die einen nicht, weil sie mit mancherlei Zufälligkeiten behaftet waren; die anderen, weil ihre allerdings durchdachte Methode mehr die Form als den Inhalt des Unterrichts, auch jene nicht ohne fühlbare Einseitigkeit beachtete. Und doch machte sich das Bedürfnis eines wohlgeordneten und die verschiedenen Unterrichtszwecke und Unterrichtsgegenstände umfassenden Verfahrens um so fühlbarer, als der straffere Gang des öffentlichen Lebens, die gesteigerten Anforderungen der Staatsverwaltung, die volleren Klassen das früher wohl in den Gymnasien waltende behagliche Stillleben, welches zudem öfter von Seltsamkeiten durchsetzt war, nicht mehr gestatteten. Pädagogische Begabung war und blieb freilich die erste Bedingung einer gedeihlichen Lehrerwirksamkeit, während die ohnehin nur selten methodische Handweisung kaum den rechten Weg eröffnete und besten Falls nur vor groben Mißgriffen sicherte. Schon dies war nicht gering zu schätzen. Auch hervorragende Begabung bedarf bei ihrer starken Eigenbewegung besonders der Lehre; wir wissen, wie sorgfältig auf allen Kunstgebieten die großen Meister ihre Vorgänger studiert, wie mühsam sie sich in die Technik ihres Fachs eingearbeitet haben.

So hat sich allmählich die richtige Auffassung durchgerungen, welche der Herr Verfasser im Vorwort seiner Schrift klar ausspricht: „Der Lehrer bedarf zur Vorbereitung für seinen Beruf außer gründlichen wissenschaftlichen Studien auch einer planmäßigen, methodischen Anleitung, die seine individuelle Begabung nicht etwa in starre Formen einzwängt, sondern dieselbe erst recht frei und fruchtbar macht. Zu diesem Zweck muß er unter den maßgebenden Einfluß von Männern gestellt werden, welche wissenschaftlich und praktisch tüchtig durchgebildet und zugleich charaktervolle Persönlichkeiten sind, deren ganzes Wesen und Verhalten, insbesondere durch mustergültige Erfüllung aller amtlichen Pflichten, ihrer Umgebung Achtung

<sup>1)</sup> Vgl. den dankenswerten Aufsatz von Fischer: Das Königl. pädagogische Seminar in Berlin 1787—1887, in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1888.

und Verehrung einflößt.“ Wir können hierbei stehen bleiben, obgleich ich meinerseits das frei in dieser Bestimmung besonders betonen möchte.

Aber wo war die eigentliche Stätte für diese Anleitung? Nicht auf den Universitäten, wogegen sich der Herr Verf. S. 102 in Übereinstimmung mit mir (S. 120) mit Recht erklärt. Die Universitäten selbst haben diese Bildungsarbeit als außerhalb ihrer Aufgabe liegend abgewiesen und lange Zeit sich nicht einmal um die Theorie der allgemeinen Erziehung gekümmert. Dies letztere hat sich geändert; abgesehen von den Theologen, welche dieser Wissenschaft teils von der pastoralen, teils von der ethischen Seite bedürfen, haben neuerdings auch die Philosophen, hier und da mit mehr Neigung als Beruf und Ausrüstung, die Pädagogik in den Kreis ihrer Vorlesungen gezogen. Auch gehört die theoretische Grundlage dieses Fachs sicher auf die Hochschule (so auch Fries S. 137), wobei ich freilich mehr an ihre ethische Ableitung als an ihre physiologische Begründung denke, welche, wie es auch um ihren philosophischen Wert stehen möge, sich zur Zeit noch nicht zur Übertragung auf den Jugendunterricht eignet. Aber die Anwendung der allgemeinen Regel, die Übung der künftigen Lehrer im Unterrichten, die Angliederung von Musterschulen soll den Universitäten als ein fremdartiger Bestandteil sowohl ihrer- als der Schule halber fern bleiben.

Anders steht es mit denjenigen Seminaren, welche der unmittelbaren Leitung der Schulräte unterstellt sind. Die reiche Erfahrung dieser Beamten, wie die Förderung, welche sie ihrerseits aus der näheren Kenntnis der Kandidaten für ihre Verwaltung entnehmen, macht sie zu deren Unterweisung besonders geeignet; ohnehin soll die junge Lehrerwelt an dem Schulrat ihrer Provinz ihren natürlichen Pfleger und Helfer haben. Das Bedenken, welches man gegen diese Gattung der Seminare, ab und zu sogar mit Nachdruck, erhoben hat, daß nämlich die doppelte Leitung der Kandidaten, einerseits durch den Schulrat, andererseits durch den Direktor der Anstalt, an welcher sie während ihrer Ausbildungszeit beschäftigt sind, zu Unzuträglichkeiten und gegensätzlichen Ratschlägen führen könne (vgl. S. 127 unserer Schrift), halte ich für sehr untergeordnet. Den nötigen Takt wird man wohl auf beiden Seiten voraussetzen dürfen; außerdem wäre ja auch bei den mit den Gymnasien verbundenen Seminaren nicht ausgeschlossen, daß der Schulrat bei der Besichtigung der Anstalt eine andere Ansicht gewönne und äußerte, als sie bis dahin der Direktor vertreten hat. Ich darf aus eigener langjähriger Erfahrung bei der Leitung eines solchen Seminars versichern, daß eine merkliche, namentlich eine störende Zwiespältigkeit des Urteils und des Verfahrens zwischen dem Schulrat und den Direktoren der beteiligten Anstalten niemals zu Tage getreten ist. Und dasselbe wird im wesentlichen doch auch für die Provinzialschulkollegien gelten, bei denen zwei Schulräte sich in die Leitung solcher Seminare, sei es gleichzeitig oder abwechselnd, teilen. Gegensätzlichkeit in der Auffassung des Lehrerberufs, in der Begründung und Gliederung der Unterrichtskunst darf auch dort so lange nicht angenommen werden, als die erforderliche Sorgfalt bei der Besetzung dieses wichtigen Amtes obwaltet. Leise Unterschiede sind in keiner Berufsart ausgeschlossen,



auch um so unschädlicher, je selbständiger die jungen Anwärter urteilen lernen und je mehr die Schulpädagogik sich zu festen Grundsätzen ausgestaltet.

Der Herr Verf. erhebt indes S. 135 noch entschiedenen Einspruch dagegen, daß diese Seminare auch zur Vervollständigung der fachwissenschaftlichen Bildung bei den Kandidaten bestimmt sein sollen, was mehrfach der Fall sei und von mir besonders empfohlen werde. Ich räume ein, daß die Hauptaufgabe auch dieser Seminare die pädagogische ist, daß in ihnen der Unterrichtskunst der größere Zeitaufwand und die hauptsächlichste Arbeit des Schulrats gebühre. Ich will auch nicht behaupten, daß der fachwissenschaftlichen Fortbildung, die sich allerdings wesentlich auf die Sprachen und die Geschichte beschränken muß, an allen derartigen Anstalten eine erhebliche Zeit gewidmet werden solle. Allein wir nehmen doch leider allzuoft wahr, daß nach der Prüfung und dem Eintritt in das Lehramt bei manchen unserer jungen Amtsgenossen die wissenschaftliche Arbeit allmählich eintrocknet, was um ihrer selbst wie um der Schule willen sehr zu beklagen ist. Sollten wir nicht die Gelegenheit benutzen, sie mit leiser Hand in der Liebe und Anhänglichkeit zu stärken, welche sie soeben von der Hochschule für ihre Wissenschaft mitgebracht haben? Ich glaube doch bemerkt zu haben, daß diese Art der Thätigkeit, ein zusammenfassendes Lesen eines Schriftstellers, die Vleserung und Besprechung eines Fachaufsatzes, der Bericht über eine wertvolle gelehrte Erscheinung nach der strengen und leicht trockenen pädagogischen Arbeit die jungen Seminaristen anzog und erfrischte. Dazu kommt noch ein weiterer Grund. Häufig genug klagen unsere Schulmänner, daß auf der Universität die Erklärung der Schulschriftsteller zu kurz komme und daß die Neusprachler unter den Kandidaten zwar vortrefflich mit Gower und provenzalischer Metrik, desto weniger aber mit dem bekannt seien, was Gegenstand und Mittel des englischen und französischen Schulunterrichts sein müsse. Ich stehe dieser Klage, wie schon oben angedeutet, im ganzen abgeneigt gegenüber, ohne den Thatbestand leugnen zu wollen; ist denn nun nicht das Seminar der völlig geeignete Ort, um diesen Mangel auszugleichen? Und wenn dies nicht an allen Seminaren geschehen kann, darf man nicht hoffen, daß, was die Mitglieder aus einigen von ihnen mitbringen, belebend und aneifernd auf ihre gleichaltrigen Genossen wirken werde? Mag doch dabei der leitende Schulrat den Kandidaten in übersichtlicher Erklärung vorführen, wie man Horaz, Sophokles, Tacitus, Ciceronische Briefe in der Prima behandeln soll, um den Schülern zu einer Gesamtanschauung zu verhelfen und um zu zeigen, welcher Gewinn diesen Schriftstellern auch für andere, z. B. geschichtliche Unterrichtszwecke zu entnehmen ist, worauf noch D. Jäger neuerdings hingewiesen hat.

Einen Mangel haben allerdings diese Seminare: es sind ihrer zu wenige, um sämtliche Kandidaten aufzunehmen, und wenn ich dies früher für weniger nötig gehalten habe, so bin ich bei der jetzigen Unterrichtsgestaltung, namentlich bei der Notwendigkeit, die zeitliche Beschränkung mancher Lehrgegenstände durch eine desto methodischere Behandlung möglichst auszuheilen, nunmehr eher vom Gegenteil überzeugt. Die mit den Provinzialschulkollegien verbundenen Seminare sollen allerdings fortbestehen nicht nur um ihrer Geschichte, sondern auch um ihrer Wirkung und um der Schulverwaltung willen; aber ihre ungenügende Zahl soll durch die mit Gymnasien

verbundenen Seminare ergänzt werden, und diese Gymnasialseminare sind für die Mehrzahl der jungen Lehranwärter die eigentliche pädagogische Bildungsstätte, wenn sie recht bebaut wird.

So entscheidet sich auch der Herr Verf. unserer wertvollen Schrift nach gewissenhafter, auf erschöpfende Belesenheit gegründeten Prüfung, gestützt auf reiche persönliche Beobachtung an dem eigenen wie an anderen Gymnasien und auf Mitteilungen selbst aus fremden Landen, mit klarem und besonnenem Urteile, dem ich mich in allem wesentlichen unter Vorbehalt der schon angedeuteten Abweichungen anschließe. Seine ruhige und doch eindringende Erörterung ist um so mehr anzuerkennen, als unsere Frage in zahlreichen Schriften nicht ohne anspruchsvolle und einseitige Schärfe, z. T. unter erheblichem Widerstreit, behandelt worden ist.

Unser Werk gliedert sich in vier Abschnitte, deren erster das Universitätsstudium, der zweite die bisherige Geschichte der Lehrerbildung, der dritte die reiche Litteratur über diesen Gegenstand betrachtet. Der vierte und wichtigste „Erfahrung und Urteil“ bringt von S. 108 an in fünf Unterabteilungen die eigenen auf Grund jener Beobachtungen und Erwägungen gewonnenen und gesichteten Überzeugungen des Herrn Verf.; es giebt, wie gesagt, wenige, denen ich nicht beipflichten möchte. Zu der sorgfältigen geschichtlichen Übersicht bemerke ich nur, daß das von der Hallischen Universität abgezweigte und dem Provinzialschulkollegium in Magdeburg beigegebene Seminar neben den S. 28 erwähnten 4100 M. aus der Klasse des theologischen Universitätsseminars noch einen Staatszuschuß von 850 M. bezieht. Über das in Helmstedt 1779 durch den Professor Wiedeburg gestiftete Seminar ist zu S. 29 jetzt Koldewey's Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt S. 153 ff. zu vergleichen, welche die dreißigjährige Wirksamkeit dieser Anstalt genau schildert. Das S. 74 erwähnte Seminar in Braunschweig folgt zwar, wie mir der Herr Direktor Dauber gütigst mitteilt, im allgemeinen den in Preußen geltenden Bestimmungen, nimmt aber die Theorie der Erziehungs- und Unterrichtslehre, die Schulgesundheitslehre und die Archäologie in seinen Lehrkreis auf. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf fünf, welche während des Seminarjahres keine Unterstützung erhalten. Bei Beurteilung der verschiedenen Seminararten werden die besonderen Versuchs- oder Muster Schulen S. 112. 117. 121 mit Recht abgewiesen; wenn sie Muster Schulen sein sollen, wie können sie sich bei dem unvermeidlichen Lehrerwechsel stets auf dieser Höhe halten, und weshalb sind dann die übrigen Gymnasien nicht auch musterhaft? Sind es Versuchsschulen, welche Jugend soll diesen Versuchen ausgesetzt werden? Die Universitätsseminare werden, wenn auch mit vorsichtigem Ausdruck, zurückgestellt; ich füge hinzu, daß die Studenten für die Theorie Empfänglichkeit und Verständnis, für ihre Anwendung aber auch in den letzten Semestern weder Zeit noch Reife besitzen. Die guten Seiten der von den Provinzialschulräten geleiteten Seminare werden anerkannt; die allgemeine Entscheidung erfolgt S. 129 für die Gymnasialseminare, an denen freilich auch die reiche und zusammengesetzte Natur der Aufgabe eine vorsichtige Leitung, viel Hingabe und stetes Bestimmen auf die allgemeinen Grundlagen erfordert, aber auch bei mannigfaltigster Beobachtung die Möglichkeit einfacher Übungen und des streng methodischen Fort-

schritts bietet. Die amtlichen Bestimmungen für die preussischen Gymnasialseminare und für das Hallische seminarium præceptorum werden zweckmäßiger Weise S. 130—134 wörtlich mitgeteilt.

Soll ich einzelnes Beifallswürdige besonders herausheben, so wird S. 164 mit Recht vorgeschrieben, daß der junge Lehrer bei den Unterrichtsversuchen sich erst in eine Aufgabe recht hineinzuarbeiten habe, bevor er stufenweise aufwärts schreitet. Auch daß für den Anfang des Unterrichtens die Quarta gewählt werde S. 165, scheint mir angemessen; noch mehr würde sich diese Klasse eignen, wenn in ihr der Unterricht im Griechischen begänne, dessen Formenlehre zu den mannigfaltigsten, schärfsten und lehrreichsten Übungen in Auflösung und Zusammensetzung Anlaß giebt. Ganz richtig wird S. 166 zum Maßhalten in der schriftlichen Vorbereitung der Kandidaten gemahnt und S. 170 vor vereinzelt Probeflektionen gewarnt. Wenn kurz zuvor für den Takt eine besondere persönliche Anlage in Anspruch genommen wird, so ist so viel richtig, daß der feinste Takt wie sein völliger Mangel auf einer persönlichen Mitgabe beruht; allein ein mittleres und gerade das dem Lehrer unentbehrliche Maß von Takt kann doch anerzogen werden. Wichtig werden S. 181 für das Seminar Jahreskurse gefordert und S. 183 die Gruppierung der Kandidaten je nach den wissenschaftlichen Fächern abgewiesen. Pädagogische Reisen werden den jungen Lehrern sicher nützlich sein S. 195; mehr angebracht wären sie für die Direktoren und hauptsächlich für die Schulräte, die hiermit von Staats wegen beauftragt werden sollten. Wenn der Herr Verf. S. 10. 12. 196 ff. im Anschluß an einen früheren Vorschlag von mir nach Abschluß der zweijährigen Probezeit eine zweite Prüfung anrät, so habe ich dagegen auch jetzt nichts zu erinnern, wenn sie betreffs der Pädagogik nach S. 198 in einer einfachen Unterredung bestehen soll, meine vielmehr, daß dann eine zusammenfassende Besprechung immer noch Nutzen bringen wird. Lediglich um das Urteil der Behörde über den Kandidaten festzustellen, würde ich sie bei der jetzigen umfassenden Einrichtung nicht mehr für nötig halten; der Schulrat wie der Direktor werden auch ohne sie die Ausbildung des Kandidaten mit Sicherheit beurteilen. Mein Gedanke war und ist immer noch, zur Förderung der strengen Fachstudien auf der Univerſität die erste Prüfung von der Ermittlung der unerläßlichen allgemeinen Bildung in der Religion, der Geschichte, dem Deutschen zu befreien und hierfür einen zweiten Prüfungsakt einzuführen, vgl. meine Verfassung der höheren Schulen S. 120 f. und diesem Vorschlage zollt auch unser Verf. Beifall. Wenn er gegen meine damalige Äußerung die Prüfung in der Philosophie dem ersten Akte vorbehalten will, so bin ich wiederum ganz seiner Meinung: ich habe in diesem Punkte meine frühere Ansicht längst aufgegeben.

Darf ich zum Schluß noch einige Bedenken, nicht gegen den Herrn Verf., sondern weil ich doch einmal am Worte bin, über den Gegenstand im allgemeinen äußern, so möchte ich nicht bei der untergeordneten, auch in unserer Schrift S. 161 erörterten Frage verweilen, wie lange der Kandidat bei dem vorbereitenden Hospitieren (warum nicht deutsch Besuchen oder Zuhören?) festgehalten werden soll. Vergleichen wird die Erfahrung lehren, und schon jetzt wird der Direktor einem begabten und unter-

richtslustigen Anfänger den Beginn eigenen Unterrichtens vor Ablauf des vorgeschriebenen Vierteljahrs gestatten. Dasselbe gilt von der Gesamtdauer der Ausbildungszeit, vgl. S. 126; ich würde doch das Biennium zur Regel und seine Verkürzung zur seltenen Ausnahme für besonders eifrige und begabte Kandidaten machen. Eher wäre schon zu fragen, ob die Gymnasialseminare stets an dieselbe Anstalt gebunden sein sollen. Dies würde sich nicht empfehlen, da keineswegs jeder tüchtige Direktor auch für die eigentümliche Schwierigkeit der Seminarleitung die rechte Befähigung oder auch Neigung mitbringt, und diese Neigung gehört notwendig zur Lösung der verwickeltesten Aufgabe. Auch die Lehrerkollegien wechseln nach Güte und Zusammenfassung, und überdies läge die Gefahr nahe, durch dauernde Angliederung des Seminars an dieselbe Anstalt Gymnasten erster und zweiter Klasse zu schaffen. Vielleicht daß mit dem Wechsel im Direktorat auch ein Wechsel des Seminars vorgesehen wird; dies ist indes Sache der Verwaltung und gehört nicht in die allgemeinen Bestimmungen.

Wichtiger als beides ist, daß überhaupt in der Anleitung der jungen Lehrer das erforderliche Maß eingehalten wird. Frei sollen sie sich unter aller Lehre entwickeln, sonst werden sie weder ihr Amt mit Liebe und aus eigener Kraft führen, noch können sie ihre Schüler zu freien, sittlich tüchtigen, ihrer Verantwortlichkeit bewußten Menschen erziehen. Nicht zu viel und nicht zu enge Didaktik darf ihnen eingeflößt werden; es genügt, wenn ihnen der Weg eröffnet, die nahe liegenden und häufigst vorkommenden Abwege und Mißgriffe gezeichnet und die vornehmsten Unterrichtsformen und Unterrichtsmittel vor ihnen ausgebreitet werden. Unter diesen haben sie selbst auf eigene Gefahr zu wählen, was ihrem Wesen am gerechtesten liegt. Jeder unmittelbare Zwang, jede Überfüllung mit Kunstregeln würde die eigene Entwicklung verkümmern und den erziehenden, seiner Natur nach vielfältigen Einfluß auf die Jugend lähmen. Und um den jungen Lehrer in seiner Geistesbewegung zu erhalten, ist es notwendig, wie ich nochmals erinnere, daß ihm der Trieb zu weiterer fachwissenschaftlicher Arbeit nicht nur nicht verbaut, sondern in irgend welcher Anknüpfung an seine akademische Lehrzeit gestärkt und, wenn nötig, neu angefaßt werde.

Endlich, was ich für das A und O unseres Berufs halte, soll über dem Unterricht die Erziehung zur Sittlichkeit und zum religiösen Empfinden nie vernachlässigt werden. Meine Mahnung richtet sich am wenigsten gegen unsern Verfasser, der diese Seite der Lehrthätigkeit S. 5. 151. 177 einsichtig und nachdrücklich voranstellt; wohl aber ist sie gegen die ungenügende und einseitige Behandlung gerichtet, welche dieser Aufgabe der Erziehungskunst bei Herbart und manchen seiner Schüler trotz allen Redens über Zucht und Regierung widerfährt. Auch hier überwiegt bei ihnen die verstandesmäßige, ja die äußerliche Art, mit welcher die sittliche Erziehung angegriffen wird (vgl. § 294 ff u. § 314 des Umrisses pädagogischer Vorlesungen von Herbart), und es kann dies auch nicht wohl anders sein, so lange alles von außen an den Zögling herangebracht werden soll.<sup>1)</sup> Der

<sup>1)</sup> Die schönen Worte in Kerns Grundriß der Pädagogik § 56 über Liebe und Erweckung der Liebe erkenne ich gern an.

Mensch ist aber zur Freiheit, d. h. zur Eigenentwicklung geboren, und aus ihm heraus muß sein Wille gebildet werden, wenn er seiner Schöpfung aus Gott und seiner Bestimmung zu Gott inne werden soll. Dies kann nur geschehen, wenn der Lehrer von vornherein christliches Erbarmen mit den Herzen der Kinder fühlt, und auf diese notwendigste aller Gaben muß er auch bei seiner Vorbildung, zumal bei der Zerrüttung des sittlichen Bewußtseins in der Gegenwart, nachdrücklich hingewiesen werden.<sup>1)</sup>

Halle a. S.

Schrader.

### 33. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner in Köln.

In der stattlichen Aula des Marzellengymnasiums fand am Osterdienstag den 7. April die von 107 Mitgliedern besuchte Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner statt. Als Vertreter des Provinzial-Schulcollegiums war Geh. Rat Dr. Münch erschienen. Der Vorsitzende, Direktor **Matthias** (Düsseldorf) begrüßte die Versammlung und hielt folgenden Vortrag über den ersten Punkt der Tagesordnung:

#### Über allerhand Pessimismus unter uns.

M. H. Daß unter uns allerhand Pessimismus umgeht, daß in unserem Stande vielleicht mehr als in anderen Berufsarten pessimistische Beurteilungsweise von Menschen und Verhältnissen im Schwange ist, daß eine Art von schwarzsehender und schwarzfärbender Ständestimmung uns besonders anhängt, daß mißmutige und verärgerte Berufsauffassung bei uns nicht selten ist, möchte unbestreitbar sein. Und es wäre wunderbar, wenn es sich nicht so verhielte. Denn Versuchungen zu pessimistischer Auffassung und Verführungen zu pessimistischer Stimmung treten uns gerade häufig nahe. Schon die Thätigkeit des Lehrers bringt sie mit sich. Der Abstand zwischen dem Berufsideal, das wir beim Eintritt in unsere schöne Erziehungsaufgabe mitbringen, und der Berufswirklichkeit, die uns gar bald niederdrückend und der Enttäuschungen voll umgiebt, ist oft gar zu groß. Die Exaktheit, die Gewissenhaftigkeit, die Pedanterie, die Kleinigkeitsorgfalt, die Schulmeisterei, um nicht zu sagen Schulfuchserie, die nun einmal notwendigerweise mit unserem Berufe so oder so verknüpft sind, machen uns kleinlich. Kleinlichkeit aber und Pessimismus sind Geschwisterkinder. Die Ordnung, die Pünktlichkeit, die geregelt wird durch des Dienstes immer gleichgestellte Uhr, die Selbstbeherrschung, die in jedem Augenblicke von uns gefordert wird, während andere Berufsarten auch innerhalb der Amtierung wohl einmal Zeit zum erholenden und stimmungserfrischenden Sichgehengelassen haben, drängen uns leicht hinaus über die gesunde Mittellinie, die wir zwischen korrigierendem und kritisierendem Pessimismus und schaffensfreudigem Optimismus innehalten sollten.

Dazu kommt, daß wir, wie kein anderer Stand, am Wege bauen, und viele Meister haben, die uns nicht gerade mit Liebe und Wohlwollen beurteilen. Auf dem Urteile der dummfsten Jungen, auf ihren Übertreibungen, Entstellungen, ja

<sup>1)</sup> Wir machen auf den in Bauken gehaltenen Vortrag des Gymnasialrektors Prof. Dr. Richard Richter aufmerksam, der auszüglich unten mitgeteilt ist und für die pädagogischen Universitätsseminare eintritt. Red.

geradezu auf Unwahrhaftigkeiten baut sich nicht selten Elterntölpelheit und Elternurteil über uns auf; es ist geradezu traditionelle und historisch überlieferte Notwendigkeit, daß wir, die man im Ansehen der Jugend heben sollte, an Autorität geschädigt werden durch die behagliche Freude, mit der man — auch im denkenden Publikum — Spitznamen weiter trägt, welche uns herabzusetzen geeignet sind. Alle diejenigen, die solche Pfeile treffen, müßten Engel sein, wenn sie nicht verstimmt und pessimistisch angehaucht würden. Und zu diesem Elternurteil gesellt sich das Urteil des großen Haufens, des sogenannten Publikums, das Urteil von Hinz und Kunz, die auch einmal irgendwo auf der Schulbank gefessen haben und um so schärfer zu kritisieren pflegen, je weniger Erfolge sie damals erzielt haben. Rechnen wir weiter hinzu, daß es recht lange gedauert hat, bis man sich entschloß, uns an Gehalt, Würde, Rang und Titel das zu geben, was wir dem Werte unserer Tätigkeit nach beanspruchen durften, daß man, nachdem dies geschehen ist, uns gar noch vorhält, wie herrlich weit wir's gebracht, wie wir geradezu paradiesische Zustände genossen, während wir doch nur das erreicht haben, was uns zu geben seit lange Pflicht und Schuldigkeit war, so darf man es nicht übel nehmen, wenn hie und da der Pessimismus stark ins Kraut schießt. Sehen wir ferner, wie philologische und pädagogische Sach- und Fachkunde im Staatsganzen und im Reiche der Bureauratie nur bis zu einer gewissen Stufe zum Regieren gelangen kann, wie da, wo sie zum Mitregieren berufen ist, andere Mächte in den oberen Regionen zu sprechen haben, deren Denken nicht allzusehr durch Sach- und Fachkunde beeinträchtigt wird, so haben wir einen neuen Keim, aus dem pessimistische Stimmung erwachsen kann. Und dann — keiner ist ungestraft ein Kind seiner Zeit, auch wir nicht. Unsere Zeit aber ist angefüllt von schwarzseherischer Stimmung; und das hat seinen guten Grund. Es ist ja unbestreitbar, daß der Mensch einer Ergänzung der Wirklichkeit durch eine von ihm selbst geschaffene Idealwelt bedarf, daß die besten Funktionen unseres Geistes gerade in solchen Schöpfungen zusammen wirken. Wenn nun eine Zeit erfüllt ist von Sehnsucht nach einem Ideal, das die Zukunft bringen soll, so befruchtet dieser ideale Zug gerade das Schaffensgebiet der Schule und macht sie tüchtig zu allem Edlen und Guten. Solch eine Zeit waren die Jahre und Jahrzehnte, die der Neuschöpfung des deutschen Reiches vorausgingen und unmittelbar folgten. Die Schule stand damals hoch in der Achtung unseres Volkes, so hoch, daß man den Schulmeister in übertriebener Wertschätzung zum Sieger von Königgrätz machte. Darauf kam die Ernüchterung, Ermüdung und mit dem Stimmungsumschlage Abgelsucht, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und Mangel an rechter Lebens- und Schaffensfreude. Die materiellen Interessen, die Nützlichkeitsucht drangen ein in die stillen Reiche des Ideals und machten sich auch der Schule gegenüber und leider auch in der Schule bemerkbar in dem wirren Reformgerede und in den unklaren Vorwürfen über ihre Tätigkeit. Das alles und noch manches andere verbeißert auch nicht die Stimmung, es führt vielmehr dem Pessimismus unter uns immer neue Nahrung zu.

So ist es, m. H. Aber braucht es denn so zu sein und zu bleiben? Ist es nötig, daß wir uns unterkriegen lassen von Zuständen, an denen wir durch Ver-

stimmung doch nun einmal nichts ändern können? Ist es nötig, daß die Verstimmung zur Grundstimmung wird? Ist es nötig, daß diese Verstimmung geradezu zu einer affhenischen Verdrießlichkeit wird, in der nicht einmal ein gesunder Ärger Boden findet, der wie ein Regenschauer die Luft reinigt und den Himmel klärt? Onkel Bräsig hat ja das wahre Wort gesprochen: „Ärger muß sein und jeder richtige Ökonomiker muß sich dagdäglich zwei oder drei Mal ärgern, dat gehört zu's Geschäft; aber gelinde, was ich en Hoffungensärger benenne.“ Sonst sollte dauernde Mißstimmung gerade unserer Arbeit fern bleiben; denn Herbarts Wort, daß heitere Stimmung der Schüler und Lehrer die erste und unerläßliche Probe einer guten Schule sei, enthält einen beherzigenswerten Fingerzeig für unser Thun und Denken, da Heiterkeit und Freudigkeit der Himmel ist, unter dem alles am besten gedeiht. Räumen wir also möglichst auf mit dem Pessimismus, seien wir „aufgeräumt,“ soviel es irgend geht; es wird den Erfolgen unserer Wirksamkeit sicherlich zugute kommen.

Ich möchte einige Gebiete bezeichnen, auf welchen wir praktisch in diesem Sinne zu schaffen vermöchten.

Zunächst, meine ich, könnten wir in der Beurteilung unseres Verhältnisses zu den Eltern unserer Schüler etwas weniger pessimistisch sein, könnten wir das Verhältnis von Schule und Elternhaus manchmal freundlicher oder doch humorvoller beurteilen. Es ist eigentümlich, daß auch hier, wie auf so manchen anderen Urteilsgebieten, der Mensch sich gern in Extremen bewegt; es ist hier ein Auf- und Abwogen der Anschauungen zu beobachten. In der Pädagogik vor der Mitte und um die Mitte unseres Jahrhunderts (in manchen Artikeln der Schmidtschen Encyclopädie und in alten pädagogischen Lehrbüchern können Sie Proben davon finden) sprach man gern recht salbungsvoll von diesem Verhältnis und schilderte es als überaus fein und lieblich, wie Schule und Familie einträchtiglich beieinander wohnen. Dagegen kann man jetzt einen starken Umschlag bemerken; eine stark mißtrauische, wenn nicht gar feindliche Spannung ist an manchen Stellen zu bemerken, und in der Schule hört man nicht viel Gutes, wenig freundliche Urteile über die andere Erziehungshälfte. Das hat ja seine guten Gründe, und ich schicke sie voraus, um nicht in den Verdacht zu kommen, als wollte ich zu Gunsten des Hauses und zu Ungunsten der Schule sprechen. Ich weiß sehr wohl, daß die häusliche Erziehung heutzutage an großen Schäden krankt. An vielen Stellen walten recht unverständige Grundsätze, in vielen Familien handelt man in offenem oder verstecktem, in bewußtem oder unbewußtem Widerspiel gegen die Schule; viel gedanken-, grundsatz- und erziehungsloser Schlendrian findet sich; die Schüler sehen zu Hause bisweilen das Gegenteil von Ordnung; Vorbilder freundlichen und anmutigen Schaffens fehlen ihnen oft. Schlimmer noch sieht's, wo die Schule als eine unangenehme Last empfunden wird, wo der behäbige Vater, der mit Mißbehagen seiner eigenen unangenehmen, an dummen Streichen und deren Folgen reichen Schulzeit gedenkt, in seinen Kindern von neuem den Schulzwang mit Mißbehagen trägt und in abfälliger Kritik über alles, was die Schule thut, sich ergeht. Unerlaubten Hilfsmitteln, halbwayhen Entschuldigungen, Bemäntelungen, Beschönigungen, sogar Unwahrheiten, wenn Schulstrafen vermieden werden können, wird hier Vorschub geleistet, und es werden wohl

Wiße über Lehrer und Schule gemacht, die von Harmlosigkeit nichts mehr in sich tragen. Kurz, die Dinge liegen an manchen Stellen, besonders in den größeren Städten, recht im Argen, so daß man wohl Grund zur Klage haben kann und daß wir es uns selber nicht verdienen dürfen, wenn uns einmal die Galle überläuft. Das ist so, und es ist bedauerlich, daß es so ist. Aber — so lautet die ernste Frage — haben diese Verhältnisse das Recht, uns überhaupt pessimistisch gegen das Elternhaus zu stimmen? Hat man ein Recht, diese unangenehmen Beobachtungen so zu verallgemeinern, wie es nicht selten geschieht? Die Menschen und unsere Zeitgenossen insbesondere neigen dazu, rasch zu verallgemeinern. Sehen wir nicht, wie von denjenigen Studenten, deren ganze Thätigkeit zwischen Fechtboden, Kneipe, Friseursalon und Promenade hin und her schwankt, auf alle Studenten geschlossen wird, wie die vielen stillen Arbeiter, von denen man nichts hört und sieht, nicht mit in Rechnung gezogen werden und bei der Verallgemeinerung des Urteils unberücksichtigt gelassen werden? Auch die landläufige Beobachtung der großen Städte geht gar zu gern davon aus, die grell hervorspringenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu verallgemeinern. Wer aber das Leben tiefer betrachtet, wer abseits geht von der großen Straße mit ihren geräuschvollen Häusern, muß doch bemerken, daß es tausende von Menschen giebt, von denen man nicht spricht, die sich nicht bemerklich machen, weil sie eben still und schlicht und ohne viel Aufhebens ihre Pflicht thun. Diese Stillen im Lande bilden aber den Kern der Bevölkerung, bei ihnen hört man einen warmen und gesunden Ton, und man thäte besser, diese Beobachtung zu verallgemeinern als die andere schwarzsehende. So ist's auch mit unserer Elternbeurteilung. Viele treffliche und fleißige Schüler, oft ein großer Prozentsatz, gehen jahrein jahraus den Weg der Pflicht und machen uns Freude. Glauben wir denn, daß wir allein diese Schüler zu tüchtigen Arbeitern herangebildet haben? Geht nicht der Segen der tüchtigen Vorbilder von der Familie, vom Elternhause aus? Man sollte doch auch solche Beobachtungen einschätzen bei der Beurteilung des Verhältnisses von Elternhaus und Schule. Die Schule empfängt hier viel mehr als sie geben kann. Und zwischen diesen beiden Familienarten von rechts und links liegt nun die Mittelart von Familien, in denen viel guter Wille ist, in denen aber das Können, die ruhige Einsicht dem Willen nicht entspricht. Über diese Mittelart sollten wir doch immer recht vorsichtig und nicht gleich schwarzseherisch urteilen. Das Elternurteil baut sich ja oft ohne bösen Willen auf Kinderprämissen auf; es laufen da leicht Mißverständnisse mit unter, deren Aufklärung man sich recht angelegen sein lassen sollte, anstatt sofort — und das geschieht doch gar zu leicht — auf bösen Willen und Dummheit zu schließen. Man sollte die Elternliebe — und es braucht das durchaus nicht immer Affenliebe zu sein — mit in Anschlag bringen, die wohl für das Kind Partei nimmt, wenn bei diesem durch andere, geschicktere Behandlung seitens der Schule etwas hätte gewonnen werden können, wenn das Kind seinem Wesen nach einmal falsch behandelt ist. Denn wir haben kein Recht, uns in allen Fällen für unfehlbar zu halten. — Man sollte auch deshalb nicht zu unmißlich sein, weil unsere Zeit mit ihrer Arbeitsüberlastung und ihrer Arbeitsjagd Beamte, Kaufleute, Fabrikanten, Ärzte, kurz die verschiedensten



Berufskreise in einem Maße in Anspruch nimmt, daß die häusliche Erziehung dabei zu kurz kommen muß.

Einen anderen Punkt möchte ich nur berühren. Wenn der gute Wille der Familie nicht immer so bei der Hand ist, wie es die Schule wünscht, so hat das doch auch seinen Grund darin, daß die Schule durch die Verstaatlichung ihres Wirkens eine Art von Omnipotenz erhalten hat, der gegenüber die Familie fast rechtlos erscheint. Nach eigenem Bedürfnis und Wunsch den Sohn erziehen zu lassen ist bei der Organisation des Schulwesens heute unmöglich, wenn man nicht der Berechtigungen quitt gehen will, die der Staat für das Leben durch seine Schulen ausstellt. In Bezug auf die Arbeitszeit des Sohnes ist die Familie auch so gut wie unfrei. Ich spreche hier nicht von dem regelmäßigen Unterricht, ich spreche von den Stunden, die außerhalb der vorgeschriebenen Schulzeit dem Schüler nicht selten etwas übereilt und unbedachtsam genommen werden in dieser oder jener Form, als Arrest oder sonst als Freiheitsbeschränkung. Nicht als ob ich der Ansicht wäre, das alles müsse ganz anders werden; ich will nur darauf hinweisen, um die Familie zu entschuldigen, wenn sie manchmal nicht gerade mit Wohlwollen einer Staatspädagogik gegenüber steht, die machtvoll oft schon im jüngsten Probekandidaten sich regt und in eben dem Maße geltend gemacht wird, als innere Kraft und Ruhe dem Lehrer, diesem Träger der Staatsomnipotenz und Staatspädagogik, fehlen.

Und dann noch eins! Unser Pessimismus erhält auch dadurch oft unnötigerweise Nahrung, daß wir uns aufregen über das gegen uns gerichtete Rasonnieren der Eltern und des damit verschwägerten, verwandten, befreundeten oder bekannten Publikums. Das sollte uns doch etwas mehr kalt lassen. Denn, wo etwas befohlen wird, wo zu gehorchen ist im Leben, wo eine festgesetzte Ordnung von starker Hand geleitet wird, da, m. H., wird auch rasonniert; und es ist gar nicht nötig, daß der esprit de corps darunter leidet. Wird nicht in unserm preussischen Offizierkorps tüchtig rasonniert? Die Hand aufs Herz: geschieht nicht auch bei uns? vom Lehrer über den Direktor, von beiden gemeinsam über die Schulräte, und von diesen — so geht eine dunkle Sage — über die Herren in Berlin? Und ist's nicht in anderen Beamtenkategorien ähnlich so? Und nun verdenken wir's den Eltern, daß sie sich durch Rasonnieren schadlos halten für die vielen Befehle und Ordonnanzen, die von uns ausgehen? Das sollten wir nicht thun. Unter uns nimmt das Rasonnieren kein vernünftiger Vorgesetzter übel, weil er fühlt, daß unter Kameraden so etwas ganz egal ist; deshalb sollten wir's den Eltern erst recht nicht übel nehmen, da wir weder ihre Vorgesetzten sind, noch in dem kameradschaftlichen Verhältnisse stehen, das denn doch jeden größeren oder kleineren Beamtenkörper verbindet. — Also etwas mehr ruhig Blut und etwas weniger Pessimismus bei der Beurteilung der Eltern könnte uns nicht schaden. Unser Wirken würde darunter nicht leiden, sondern nur gefördert und gehoben werden können. —

Ich komme zu einem anderen Gebiete, auf welchem pessimistisches Urtheil nicht so zu wuchern brauchte, als es gemeiniglich geschieht, ich meine die Beurteilung der Schüler in ihrem Betragen, Fleiß und Leistungen. Ich schide voran, um nicht in Verdacht zu kommen, als wollte ich die Jugend in Schutz nehmen, daß thatsächlich

die kapitalen Flegel in der Jugend häufig sind, besonders in den Jahren, wo sie ein gewisses Naturrecht darauf haben, Flegel zu sein, daß die Gemeinsamkeit zu allerhand dummen Streichen und Übermut reizt, daß das Haus uns nicht genügend unterstützt, um besseres Betragen zu erzielen, daß die Lust, den Lehrer zu ärgern, in der Jugend manchmal recht groß ist, und daß das Sichherdorthun, das Großthun mit Thorheiten das Seinige thut, um das Betragen zu beeinflussen. Ich weiß ferner natürlich sehr wohl, daß es recht viel Schlingel giebt, die lieber faulenzten als arbeiten, daß das Haus mit seinen Zerstreuungen die Jugend vielfach von solider Arbeit und gleichmäßigem Vorwärtstreben abhält, daß Fehlen der Begabung auch den eifrigsten Fleiß wirkungslos macht. Aber auch hier sollte pessimistische Verallgemeinerung nicht so weit gehen, in ihre Kreise Fälle zu ziehen, die anders zu beurteilen sind, nicht so weit, mildernde Umstände, die überall anderswo anzunehmen Brauch ist, auszuschließen. Man berücksichtigt beim Urteil über das Betragen zu wenig körperliche Dispositionen, schiebt leicht dem bösen Willen zu, was nur schwacher Wille ist. Man berücksichtigt zu wenig die Frische der Jugend, womit körperliches Übersäumen verbunden ist, und läßt zu sehr der eigenen Grämlichkeit Spielraum; wir versetzen uns zu wenig zurück in die Tage unserer Kindheit, um von dort aus das richtige Urteil uns zu bilden. Wir halten uns zu sehr an Kleinigkeiten und verzeichnen diese zu pedantisch, während wir das Gesamtverhalten einzelnen Verstößen gegenüber, welche im Klassenbuche notiert sind, nicht in Anrechnung bringen. Wie wenig gleich fahren die offenen und ehrlichen Naturen unter den Schülern und die Hinterhältigen, die schlau sich zu drücken verstehen, wo etwas begangen ist, weil wir eben der kindlichen Offenheit und Lebhaftigkeit, Unrechten der Kindernatur, gegenüber uns pessimistisch stellen, der Zurückhaltung gegenüber, die uns ja weniger stört und inkommodiert, die uns weniger ungemütlich ist, zu freundlicherem Urteil bereit sind. Wie oft wird auf ein ganz unbestimmtes Etwas hin ein mißbilligendes Prädikat etwa „im ganzen befriedigend“ gegeben, ohne daß bestimmte Grundlagen des Urteils vorhanden sind. „Der Junge gefällt mir nicht; weshalb, weiß ich nicht recht zu sagen,“ so lautet die Begründung; im Grunde sollte man sich selber nicht gefallen, daß man auf ein Ungewisses hin ein beschränktes Betragensprädicat giebt. Wir bedenken schließlich auch eines nicht bei unserer Beurteilung der Schüler. Diese müssen sich tagtäglich 5—6 Stunden unter wechselnden und nicht immer anregenden Umständen durchaus musterhaft betragen, wechselnden Menschen gegenüber mit wechselnden Stimmungen sich immer gleich bleiben. Ist das immer so ganz leicht, wie wir annehmen? Ist es recht, daß wir das garnicht mit einschätzen? Daß wir hart beurteilen, wo milde Urteil manchmal angebracht wäre? Und dann das pessimistische Nachtragen! Wenn ein Junge am Anfange des Tertials etwas verbrochen hat, kommts am Ende womöglich auf seine Censur, damit's nur ja nicht vergessen werde. Würde nicht freundliches Vergeben und Vergeben hier mehr am Platze sein?

Und wie mit dem Urteil über das Betragen, so ist mit dem Urteil über Fleiß und Leistungen. Wie oft setzt man hier Befangenheit, natürliche Abmattung, körperliche Indisposition und die Fülle der Forderungen, die an ein und demsel-

ben Tage auf die Jugend eindringen, gar nicht mit in Rechnung? Man sehe sich doch nur einmal ein Klassenbuch an und prüfe, wie kaleidoskopisch die verschiedensten Unterrichtsstoffe hin und wieder rollen an einem und demselben Tage, welche weit getrennten Kulturgebiete sich im höheren Schulunterrichte rasch nacheinander berühren, welch wechselndes Wissenspanorama schon am Sextanerauge vorüberzieht, wie verschiedene Geisteshätigkeiten im Laufe eines Tages in Anspruch genommen werden, dann wird man milder in seinem Urteil werden und nicht pessimistischer Urteilschroffheit sich hingeben. Es liegt mir gewiß fern, die Jugend zu bemitleiden, es liegt mir fern, unter die Überbürdungsklagenden zu gehen; unsere hohe Kultur, unsere pflichten- und forderungreiche Zeit verlangt ernste und strenge Vorbereitung schon in früher Jugendzeit. Ich führe vielmehr das alles nur an, um unser Urteil zu läutern, um darauf hinzuweisen, daß man miteinschätze, was einzuschätzen ist, und gerecht und duldsam bleibe. Der Mensch rechnet ja immer das, was ihm fehlt, dem Schicksal doppelt so hoch an, als das, was er besitzt. So macht's auch der pädagogische Pessimismus mit den Fehlern der Schüler, sei es nun den Fehlern des Betragens, des Fleißes oder der Leistungen; sie werden doppelt so hoch angerechnet als seine Tugenden, seine positiven Äußerungen des Fleißes und seine guten Leistungen.

Auf diesem Gebiete könnte man noch manche Pflanze pessimistischen Unkrautes pflücken; doch ich verlasse es, um auf ein anderes Gebiet überzugehen, das gerade auf den Osterdienstagversammlungen der letzten Jahre mit Vorliebe kultiviert worden ist; es ist mehr ein Gebiet der didaktischen Schwarzseherei, es ist der Pessimismus in der Beurteilung der neuen Lehrpläne. Just 4 Jahre sind sie alt; was haben wir in der Zwischenzeit nicht alles Schlechtes von ihnen hören müssen? Es giebt wenige Lehrfächer, die nicht bemäkelt, wenige Punkte, die nicht angegriffen worden sind, es sind die bestgehaßten Lehrpläne, die in Preußen jemals gewesen; nach den düsteren Schilderungen, die man von ihnen gelesen, geht es mit dem klassischen Gymnasialunterricht in Preußen zu Ende. Es soll nicht nur das Maß der Kenntnisse, sondern auch die Frische und der selbständige Fleiß sein, deren Abnahme die Vorbereitung für die akademischen Studien beeinträchtigt und schwere Sorgen um den wissenschaftlichen Betrieb unserer Hochschulen, um die Tiefe der nationalen Bildung, um die Erhaltung und Stärkung des wissenschaftlichen Sinnes weckt, auf den Deutschland bisher stolz gewesen sei, und um welchen es vom Auslande beneidet worden. Mühsam und Verdrossenheit soll unverkennbar eingetreten sein, daß an manchen Stellen Unerreichbares auferlegt werde, und zwar gerade bei den gewissenhaftesten und hingebendsten Lehrern. Als beklagenswert stellt man die Allgemeingültigkeit der Vorschriften, selbst bis auf die Wahl der Schulschriftsteller, hin. So und ähnlich lautet die Besorgnis, die von hochachtbarer Seite ausgesprochen wird. Und als kaum ein oder zwei Jahre nach Einführung der neuen Lehrpläne durchs Land gegangen waren, wollte man bereits auf der deutschen Hochschule bemerken, daß die Kenntnisse in den klassischen Sprachen infolge der neuen Lehrpläne erschrecklich zurückgegangen seien. Das sprach ein Vertreter strengster Wissenschaft aus. Und nicht nur die humanistischen Fächer, auch die

realistischen, z. B. die Mathematik und Naturlehre in Untersekunda, werden in diese pessimistische Beurteilungssphäre hineingezogen. Daß an neuen Vorschriften, die erst praktisch erprobt werden müssen, manches nicht so ist, wie es sein sollte, ist ja ganz natürlich. Aber daß man an manchen Stellen so schnell mit dem Urteil bei der Hand war, das müßte denn doch ruhiger und vorurteilsfreier Erwägung auffallen und bedenklich erscheinen. Wie können, so muß man sich fragen, so rasch die üblen Folgen von neuen Lehrplänen sich zeigen, nach denen nur wenige Jahre unterrichtet ist? Und ist das, was jetzt den neuen Lehrplänen schuld gegeben wird, nicht auch zur Zeit der alten schon dagewesen? Hat man, um nur ein Beispiel herauszugreifen, denn nicht auch zur Zeit der früheren Pläne zahlreiche lateinische Arbeiten angefüllt mit erklecklicher Fehlerzahl erlebt, vielleicht ebenso geartet wie die jetzigen? Hat man genaue Vergleiche in dieser Beziehung schon angestellt, worauf man so schwerwiegende Vorwürfe gründen könnte?

Ein sorgsamer Blick in frühere Zeiten hätte vielleicht gut gethan, ehe man so harte Urteile fällt. Schon vor Jahrzehnten hat Kruse einmal auf der Leipziger Philologenversammlung davor gewarnt, der Lehrer möge nicht gleich in Ohnmacht fallen, wenn einmal hierentart und ähnliche miserable Sachen geschrieben würden. Mit Recht bemerkt Uhlig im humanistischen Gymnasium (1895, III S. 118) den Vorwürfen gegenüber, die ich angedeutet habe: „diese und ähnliche Aussprüche sind genug gehört worden und von Männern, deren Urteil mir nicht wenig wiegt. Hier die Übertriebenheit zu erkennen, hilft vielleicht ein Blick in Länder, in deren Gymnasien noch etwas weniger Stunden für das Lateinische und Griechische zu Gebote stehen, als in den preußischen“ Uhlig weist hin auf Osterreich, wo der klassische Unterricht gewiß nicht tot sei, wo im Gegenteil recht warme Begeisterung für die Wissenschaft der Philologie und für den humanistischen Unterricht herrsche. Auch in der Schweiz hat Uhlig ähnliche Erfahrungen gemacht; und Uhlig ist doch gewiß ein Freund humanistischer Bildung. Er wendet sich dann gegen die Schwarzeher unter uns und sagt: „Kurz, die starke Reduktion der klassischen Stunden im preußischen Gymnasiallehrplan ist allerdings auch nach meiner Ueberzeugung eine wesentliche Verschlechterung desselben, aber sie ist nicht derart, daß man diesem Unterricht das Grablied singen sollte. Ungleich gefährlicher, als die Stundenreduktion, scheinen mir andere Dinge zu sein. Einmal der Pessimismus vieler altphilologischer Lehrer. Denn daß dieser eine Wirkung auf ihre Thätigkeit übt, indem er ihre Berufsfreudigkeit mindert, wird wohl jedermann für eine Naturnotwendigkeit halten. Und was muß es für einen Einfluß auf Schüler haben, wenn sie erfahren, daß ihre humanistischen Lehrer ebenso wie hervorragende Männer der philologischen Wissenschaft urteilen, der klassische Unterricht sei im Absterben begriffen? Für die Feinde dieses Unterrichts aber sind solche Anschauungen und Äußerungen willkommenes Wasser auf ihre Mühle.“

So weit Uhlig! Ich möchte dem noch etwas hinzufügen. Wenn Schrader im IIten Hefte des Humanist. Gymnasium v. J. 1895 (S. 81) sagt, daß gerade bei den „gewissenhaftesten und hingebendsten Lehrern Verdrossenheit und Mißmut darüber eingetreten sei, daß ihnen (durch die neuen Lehrpläne) Unerreichbares auf-

erlegt werde“, so finde ich das ganz natürlich. Gewissenhaftigkeit ist in vielen Fällen, wenn auch durchaus nicht in allen, von einer gewissen Schwerfälligkeit begleitet. Die Hingebung an die humanistischen Studien ist bei vielen verbunden mit unausrottbarer Liebe zu dem Zustande, wie er zur Zeit der alten Lehrpläne vor 92 und der noch älteren Lehrpläne war. Können solche Lehrer überhaupt, so habe ich mich oft gefragt, ihre Anforderungen abstimmen, man braucht nicht einmal zu sagen herabstimmen, auf die neuen Lehrpläne? Solchen Naturen muß das schwer fallen. Das sehen wir auch auf anderen Schaffensgebieten, z. B. auf dem militärischen. Die Herabsetzung der Dienstzeit auf 2 Jahre hat gerade die Gewissenhaftesten, die Hingebendsten anfänglich arg in Angst und Bedenklichkeit versetzt, mehr als laut wird, da dem Soldaten im Dienst Presse und Versammlungsreden nicht so zu Gebote stehen wie uns, um seine Unzufriedenheit zu äußern. Aber es hat sich allmählich gezeigt, daß Gewissenhaftigkeit sich ebenso wohl mit der Gewandtheit und Fixigkeit vereinigen kann wie mit der Schwerfälligkeit. Und manche Befürchtung ist dort schon beseitigt; wo aber zu große Schwerfälligkeit und Unfähigkeit, sich ins Neue zu finden, zu Tage getreten ist, da hat die Majorsecke das ihrige gethan. Man könnte sich auch bei uns mehr der Art von Thätigkeit befleißigen, die nun einmal unerläßliche Vorbedingung zur Durchführung der Lehrpläne ist. Man könnte vor allem die gemüthliche und behagliche Art von ehemals dran geben, wo dem Glücklichen vielfach keine Stunde schlug, man könnte mehr die Zeit auskaufen lernen, man könnte mit unermüdblicher Achtsamkeit auf Lücken spähen und diese mit unablässigen kleinen Wiederholungen ausfüllen, zu denen man gar nicht einmal viel Hausarbeit nötig haben würde. Man könnte bei der Revision des Wissens auch Stichproben immer wieder zu Rate ziehen, wo systematische Repetitionen der Mangel an Zeit hinderte. Hätte man das von vornherein mit aller Kraft und Lust gethan, vielleicht hätten wir — ich sage das auf die Gefahr hin, als Reher verurteilt und verdammt zu werden — der einen Lateinstunde mehr, die uns jetzt geworden, gar nicht bedurft. Die Lehrplanpessimisten sollten sich ein Beispiel an unsern neuphilologischen Kollegen nehmen. Es ist doch einfach eine Thatsache, daß die neuen Lehrpläne in Bezug auf den Betrieb der modernen Sprachen hohe Anforderungen und schwierige Aufgaben stellen. Und doch sehen wir wenig Pessimismus bei den Neusprachlern, sondern fast überall Schaffensfreudigkeit, Gewandtheit und auf Hoffnung des Gelingens gegründeten Optimismus. Und wer diesem Schaffensgebiete seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, der muß sich sagen, es ist viel erreicht, weil Pessimismus fern lag.

Und ferner sollten die Lehrplanpessimisten doch eins bedenken: verloren hat ja die alte Schule manches, aber was sie behalten hat, ist noch ein schönes Stück. 13 Stunden wöch. sind dem klassischen Unterricht im Gymnasium geblieben; zählen wir die helfenden Begleitfächer, Deutsch und Geschichte, hinzu, so haben wir 19; nehmen wir hinzu den übrigen sprachlichen Unterricht, so sind's 21, mit Religion 23; der Rest bleibt dem Gebiet, das man das Reinrealistische nennen dürfte. Und wenn ich nun als das letzte Ziel des humanistischen Unterrichts hinstelle die verständnisvolle Theilnahme an dem geistigen Leben des eigenen Volkes, vertieft und bereichert durch

das Verständnis des menschlichen Lebens in seiner geschichtlichen Einheit, wie diese durch Zusammenfassung der Errungenschaften der großen Kulturvölker des Altertums und der Neuzeit sich darstellt, so habe ich die Überzeugung, unsere Gymnasien können dieses Ziel noch gut erreichen, wenn sie nur wollen; und wenn ich dasselbe Ziel für die realen Anstalten hinstelle, nur dadurch modifiziert, daß diese Anstalten ihre Stellung, ihr Blickfeld im modernen Leben nehmen, um von hier aus das geistige Auge rückwärts schauen zu lassen, so meine ich, die Lehrpläne sind besser als ihr Ruf; besonders wenn wir auch ihr Plus in Rechnung ziehen; wenn wir erwägen, wie Mathematik, Physik, Naturlehre und Naturbeschreibung überhaupt aus ihrer akademischen Versteiegenheit vielfach heruntergeholt und im guten Sinne des Wortes popularisiert sind; wie auf dem geschichtlichen Gebiete die neuere, die deutsche Geschichte mehr in ihre Rechte getreten ist, wie die kleineren deutschen Ausarbeitungen dahin wirken sollen und an vielen Anstalten schon wirken, der Fertigkeit in deutscher Muttersprache zuzuarbeiten, wie die Übersetzungen aus den Fremdsprachen das wunderliche fremdartige Gewand der Deutschverderberei immer mehr ablegen, wie die neueren Sprachen die Sorgfalt der Form und Aussprache schulen, wie das fakultative Englische auch unsere Gymnasien einführt in die Litteratur eines Kulturvolfes, die den klassischen Litteraturen sich stolz beigesellen darf, wie das Französische in Quinta nicht mehr auf dem Gymnasiallehrplan lastet; wenn wir dieses alles und manches andere erwägen, dann sollten wir doch freundlicher uns stellen zu den Lehrplänen, die als Kompromiß doch recht anständig sind. Und was die „Allgemeingültigkeit der Vorschriften, selbst bis auf die Wahl der Schulschriftsteller,“ anbetrißt, die Schrader beklagt, so macht sich diese in Wirklichkeit doch nicht so schlimm, als es aussieht. Denn wir im Rheinland haben sicher nicht zu klagen über beengende Reglementierung; vernünftige Vorschläge fallen doch bei uns auf fruchtbaren Boden. Man sehe sich nur einmal in den österreichischen Instruktionen um, man sehe, wie eingehend an bayerischen Gymnasien reglementiert wird, wie dort auch die Behandlung der Lehrstoffe unter eine Art von Oberaufsicht gestellt wird, und man wird zugeben müssen, daß es bei uns so schlimm doch nicht aussieht, vorausgesetzt, daß die Lehrerkollegien nicht servil sich benehmen und die Behörden tyrannisch kommandieren, was denn doch kaum irgendwo vorkommt.

Der Pessimismus ist also nicht nötig, er ist aber auch geradezu schädlich und zwar nicht nur in dem von Uhlig gezeichneten Sinne. Der Pessimist schiebt zu leicht alles den Verhältnissen da draußen zu, die nicht so sind, wie sie seiner Meinung nach sein sollten; er stellt sich, wie wir gesehen, leicht zu vorwurfsvoll den Familien der Schüler gegenüber, wo er selbst zu schwarz sieht und bei sich anfangen könnte; er betrittelt und benörgelt nur das Betragen, den Fleiß und die Leistungen des Schülers, während er an sich doch auch manches aussetzen könnte; er schiebt die Schuld an geringen Erfolgen den Lehrplänen zu, während vielleicht der Grund ganz wo anders liegt — kurz der Pessimismus hindert Selbsterkenntnis und schwächt den Sinn für Selbstverantwortlichkeit.

Ich bin zu Ende. Mein Vortrag sollte keine Moralpredigt sein; ich habe mich selbst stets mit eingeschlossen; nur eigene Erkenntnisse wollte ich als ein Be-

kenntnis niederlegen, um unsere Erziehungskunst an uns und andern zu verfeinern, unsere Arbeitsfreudigkeit zu heben. Man redet so viel von erziehendem Unterricht, man hat diesen Begriff hineingetragen in alle möglichen Verhältnisse und Gelegenheiten, wohin er gar nicht gehört, wo es sich in erster Linie ums Lernen, ums Wissen und ums Können handelt. Man hat in unsern Tagen so sehr den erziehenden Unterricht in den Vordergrund gestellt, daß die Jungen vor lauter Erziehung nichts Rechtes, nichts Positives, nichts Sicheres mehr lernten, man hat den an sich so schönen Begriff dadurch in Mißkredit gebracht, daß man vor lauter Erziehen das alte gute Unterrichten, sagen wir nur getrost einmal das alte gute Pauken und Drillen, verlernt hat. Das hat geschadet und gerade dem festen Wissen, ohne das nun einmal das Können nicht zu erzielen ist. Aber für unser Urteil, für unsere Stellung zu den Verhältnissen und Menschen, für unsere ganze pädagogische und didaktische Auffassung und Denkweise hat man diesen Begriff nicht so verwandt, wie man ihn praktisch hätte ausnutzen können; auf diese Ausnutzung dem Elternhause, den Schülern, den Lehrplänen gegenüber sollte mein Vortrag hinweisen; er sollte unsern Mut stärken, die erziehende Kraft unserer ganzen Thätigkeit heben und in diese so etwas wie Osterstimmung, einen kräftigeren optimistischen Zug hineintragen. Dem Pessimismus, der sich hart an den Sachen stößt, ist Furcht, Angst, Besorgnis zu leicht beigegeben; er bewegt sich in den Niederungen und Thälern, wo man nur das Nächste sieht und sehen kann. Der Optimismus dagegen, dem die Hoffnung sich zugesellt, wird die Schwierigkeiten los, indem er nicht an sie denkt, er führt uns aus der Bedrängnis und Qual des Lebens hinauf zum Berggipfel, nicht um droben zu wohnen, zu hausen und zu schaffen und uns dem wirklichen Leben zu entziehen, sondern um die reine und kräftige Luft einzuatmen und um unsern Blick zu erweitern und zu erhellen, damit wir uns in den engen Verhältnissen besser zurechtfinden und hier mutiger und gedeihlicher arbeiten, und uns schützen vor niederdrückendem und hemmendem Pessimismus. Wer mit dem Strome der Zeit schwimmt, der wird sich ja von ihm nicht frei machen können; die Schule sollte sich aber für zu vornehm halten, um den Stromabwärtschwimmern sich zuzugesellen. Sie hat die Pflicht, wo es sein muß, kräftig gegen den Strom zu schwimmen. Erfüllt sie diese Pflicht, dann hat sie auch die Freude schönster Pflichterfüllung, der schließlich die Erfolge nicht fehlen werden.

An diesen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, für welchen späterhin Geh. Rat Münch seinen persönlichen und zugleich auch den Dank der Versammlung aussprach, knüpfte sich eine sehr lebhaft besprochene, in der zuerst Direktor Thomé (Köln, Realschule) die Ansicht des Redners von dem in der Lehrwelt herrschenden Pessimismus zurückweisen und vor der Gefährlichkeit der sogenannten Fraktionsede warnen zu müssen glaubte. Direktor Matthias verwahrte sich sofort gegen diese Auffassung, welche er, wie nachher noch bei den Einwürfen einiger anderer Redner, aus Mißverständnis seiner Ausführungen entsprungen erklärte. Hierauf nahm Direktor Dr. Jäger das Wort zu folgenden Bemerkungen:

„Freund Matthias hat auch vom Pessimismus in Beziehung auf den Lehrplan gesprochen, und dazu möchte ich ein paar Worte sagen. Denn mit dem übrigen, was er über und gegen pessimistische Auffassungen gesagt hat, bin ich von vornherein einverstanden. Ich muß mich dagegen verwahren, wenn man mich und meinesgleichen für Pessimisten in Beziehung auf den Lehrplan hält. Ich verstehe unter einem Pessimisten einen solchen, der glaubt, daß die Dinge jetzt schon

schlimm genug und auf dem Wege zu immer Schlimmerem sind: er ist also immer zugleich ein wenig *laudator temporis acti*. Der bin ich und die mir Gleichgesinnten nicht. Ich bin der Meinung, daß unser Mittelschulwesen in den letzten zwei Menschenaltern sehr große Fortschritte gemacht hat, und soviel ich auch in Beziehung auf die Mittel, mit denen der jetzige Lehrplan operiert, auszuweisen finde, so billige ich doch seine Zielpunkte im ganzen und halte trotz jenen schweren Bedenken gegen die jetzige Organisation des Gymnasialunterrichts unsere preußischen Gymnasien noch immer für sehr gute, ja für die relativ besten Schulen; ich bedaure nur, daß gewisse Bestimmungen dieser jetzigen Organisation verhindern, sie noch besser zu machen. Pessimismus und Kritik, auch sehr scharfe Kritik, sind recht verschiedene Dinge. Daß ich und meine Gesinnungsgenossen die Schmälerung der Zeit für den altsprachlichen Unterricht als einen großen Fehler und eine sehr bedenkliche Konzession an den mißsprechenden Dilettantismus ansehen, brauche ich nicht noch einmal zu sagen. Wenn aber Freund Matthias und auch andere mir sagen, es kommt auf die Stundenzahl doch nicht so sehr an, so ist dies ein Optimismus, den ich nicht mehr mitmachen kann. 15 Stunden + oder - ist ein großer Unterschied; und darum, nicht um 2 oder 3 handelt es sich. Ich will auf die Genesis dieser Schmälerung nicht eingehen; daß uns in den Oberklassen von den 2 verlorenen Stunden eine reuig ins Vaterhaus zurückgekommen ist, darüber freue ich mich; im übrigen aber möchte ich doch mit allem Nachdruck meinen Stand nehmen, der nicht optimistisch und nicht pessimistisch, sondern, ich denke, sachgemäß, dem Gejeg der Sache gemäß ist. Das Äußerste, was mir notwendig erscheint im Interesse dessen, was unsere Jugend am Lateinischen und Griechischen lernen soll, ist das Quantum Zeit, das der Lehrplan von 1882 gewährt. Weitere Schmälerungen müssen wir tragen, weil wir es nicht ändern können, aber daß wir ihnen zu stimmen, gut nennen, was nach unserer besten Überzeugung nicht gut ist, daß wir sagen sollen: Nur zu, in Gottes Namen, wir können es auch mit 6 Stunden, — dazu soll uns keine Macht der Erde zwingen.“ (lautes Bravo!)

Nachdem darauf Direktor Zahn (Mörs) seine Zustimmung zu Jägers Ansichten, Direktor Evers (Warmen) zu Matthias' Äußerungen dargelegt hatte, nahm Geh. Rat Münch das Wort, um unter allgemeiner, gespannter Aufmerksamkeit das Thema des Pessimismus auf das von den Rednern bisher noch nicht berührte Gebiet des Standesgeföhles zu leiten. „Überall — so führte er aus — ist der Kampf der Gruppen lebendig; die Empfindlichkeit, der Reid, die Stimmung der höheren Lehrer ist wohl aus den Verhältnissen erklärbar. Zwar ist ihnen eine bessere Stellung eröffnet worden, aber andere Berufe fordern nun wieder mehr. Daher ist keine volle Zufriedenheit denkbar. Es geht allerdings nicht mehr, zu den alten patriarchalischen Verhältnissen zurückzukehren. Die allgemeine Lage des Standes ist noch immer keine gute. Bedauerlich ist die lange Wartezeit, daß so viele junge Männer erst so spät zur festen Anstellung kommen; aber das ist überall bei dem großen Wettbewerb der Fall. Bei uns ist es fühlbarer, weil die meisten über die Zeitdauer, ehe sie zur Anstellung kommen können, gar nicht nachgedacht haben. Bei den sehr verständlichen Klagen aber tritt nun die Neigung zu übertriebenen Beschwerden hervor; diese werden immer lauter, bitterer, leidenschaftlicher, peinlicher. Der Ton besonders in dem Pädagogischen Wochenblatt, dessen Leiter, Professor Stengel, ja persönlich ein sehr wohlwollender Mann, ist nicht mehr pädagogisch, er wird geradezu ungeheuer. Was früher nur einzelne Personen in schlimmer Stimmung äußerten, das wird nun alles gedruckt und in die Welt geschickt. Ein Kampf aller gegen alle entsteht, einer beschwert sich über den andern. Das ist eine traurige Erscheinung, überall Haß zu zeigen, ihn geradezu zu züchten. Sachlich wird nicht viel gebracht, auch nicht viel Pädagogisches. Die wirklichen Bedürfnisse sollen vertreten werden, die nötigen Forderungen sollen erhoben werden, aber in vernünftigem Tone, damit der Stand nicht wieder sinke. In dem eingeschlagenen Verfahren liegt eine Art von Selbstzerstörung. Wer das Gute nicht sehen will, ist ein Narr; wer immer nur Haß nach außen zeigen will, erreicht nichts; wer so viel Bitterkeit in sich aufweist, den kann man für keinen guten Lehrer halten. In der Rheinprovinz<sup>1)</sup> ist die Teilnahme

<sup>1)</sup> Das Pädagogische Wochenblatt wird in der Rheinprovinz nur sehr wenig gelesen. (Anmerkung des Berichterstatters).



an solcher Schriftstellerei nicht groß; ich warne aber entschieden vor solchem Standespessimismus, das Unkraut darf den Optimismus nicht überwuchern“ (Großer Beifall.)

[Da der Redaktor dieser Zeitschrift von dem Kollegen Matthias zitiert worden ist, so darf er sich wohl nachträglich hier in die Diskussion mischen. — Allerdings bin ich mit M. der Meinung: wer sagt, daß durch die in dem neuen preußischen Lehrplan eingeführte Verminderung der lateinischen und griechischen Stunden dieser Unterricht unfruchtbar geworden sei, der macht sich einer starken Übertreibung schuldig und behauptet, was durch keine Erfahrung gerechtfertigt werden kann; in der That kann auch bei dem gegenwärtigen Stundenmaß sicher der Mühe Wertes geleistet werden. Andererseits aber verharre ich ebenso entschieden bei der Überzeugung, daß jene Verminderung keine Verbesserung des Lehrplans bedeutet, und zwar nicht sowohl wegen eines Minus von Kenntnissen, das dabei sich einstellen wird, als weil durch Einengung des Gebietes, auf dem die Schüler der Gymnasien vorzugsweise ihre Kräfte üben und entwickeln sollen, die Erreichung des spezifischen Zweckes dieser Anstalten, die Erziehung zu wissenschaftlichem Arbeiten, beeinträchtigt wird. So halte ich es auch nicht für richtig, sich über die Zeitverkürzung mit der Möglichkeit eines Verfahrens zu trösten, bei dem „die Zeit mehr ausgekauft“ wird. Denn nicht damit scheint mir die pädagogische Aufgabe des klassischen Unterrichts im Gymnasium erfüllt, wenn ein bestimmtes Wissensziel bei beschleunigtem Marschtempo doch noch erreicht wird, sondern darauf scheint es mir anzukommen, daß auf dem Wege zum Ziel all der Ertrag geerntet werde, welcher aus der Übung der jungen Geister an diesem Lehrstoff gewonnen werden kann. Deshalb begrüße ich lebhaft die Vermehrung der Lateinstunden in den drei obersten Klassen der preußischen Gymnasien und würde es ebenso lebhaft bedauern, wenn von mehreren Anstalten dieser Vorteil nicht acceptiert werden sollte. Geschätze es in der Meinung, die mir einmal entgegengetreten ist, der Meinung: es müßte erst einmal „das ganze im lateinischen Unterricht durch die Zeitverkürzung hervorgerufene Glend“ deutlich zu Tage treten, dann werde man zur alten Stundenzahl zurückkehren, so würde man sich meines Erachtens einer gründlichen Täuschung hingeben. Übrigens möchte ich mir erlauben, meine Ansicht über den ganzen interessanten Vortrag zu äußern. Wie man von dem Verfasser der „Praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten“ gar nicht anders erwarten wird, sind auch hier ungemein viele treffende und treffend ausgedrückte Gedanken zu finden. Aber so bereitwillig ich die Thatfache einräume, daß auf dem in gleich hohem Grade schwierigen wie wichtigen Gebiete der Erziehung und des Unterrichts viel gefehlt werden kann und gefehlt wird, so geht mir doch der Buxton, den Direktor Matthias mehrfach anspricht, an einigen Stellen zu weit, zumal wenn ich bedenke, wie verbreitet durchaus ungerechte Verallgemeinerung und Übertreibung von pädagogischen Fehlern in nichtfachmännischen Kreisen ist. Ich habe die Empfindung: über den früheren und den heutigen Betrieb denkt der verehrte Kollege etwas zu — pessimistisch. Uhlig.]

Nach der Pause erhielt Direktor Jäger das Wort zu einem

### **Rückblick auf die Philologenversammlung des vergangenen Jahres.**

Man habe, führte der Redner aus, heute früh über allerlei Pessimismus gehört und gesprochen; er möchte jetzt der Versammlung ein Stück reinen Optimismus bieten in einem Rückblick auf die große Aktion des vorigen Jahres, an der unsere Versammlung unmittelbar beteiligt gewesen sei durch die in ihrem Auftrag verfaßte Festschrift von Professor Moldenhauer „Geschichte des höheren Schulwesens in der Rheinprovinz unter preussischer Herrschaft“ eine Schrift von großem Wert ebenso für den Patrioten wie für den Schulmann, für welche dem Verfasser der wärmste Dank der Versammlung gebühre und hiermit dargebracht sein solle. Einmal aber beim Danken angelangt, werde man schwer ein Ende finden. Denn bei einem Fest dieser Art sei jeder in gewissem Sinn Gebender und Empfangender. Als Gebende habe sich vor allem die Stadt Köln erwiesen, als Ganzes und durch nicht wenig einzelne, und wir dürften es mit höchster Genugthuung empfinden, mit welcher Freundlichkeit unsere Zwecke hier gefördert worden seien. Einigermassen als Gebende dürften auch die Kölner Fachgenossen sich ansehen durch die Vorberei-

tungsarbeit und die dargebotenen Festschriften, die sich doch nicht unwürdig den übrigen zahlreichen Festgaben angeschlossen hätten: man könne von keiner der Abhandlungen sagen, daß sie nur eben ad hoc zurechtgemacht worden sei. Doch aber hätten wir, die von Köln und die aus der Provinz, unsern natürlichen Platz in der Reihe der Empfangenden, und dieses Empfangen sei ein sehr mannigfaltiges gewesen. Schon das Begegnen, selbst nur äußerliche Begegnen mit einer so großen Anzahl von Fach- und Gesinnungsgenossen sei im höchsten Grad anregend und erquicklich. Es sei die am zahlreichsten besuchte der 43 Versammlungen gewesen. Auch über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus reichten die Vorbereitungen und hätten sich wirksam erwiesen; vor allem erfreulich sei der zahlreiche Besuch aus Österreich gewesen. Das könnten die jüngeren nicht so fühlen, wie seine, des Redners Generation. Die einstige, für beide Teile unnatürliche und verderbliche politische Zusammenschweißung habe aufgehört, umso enger und inniger sei das geistige Band und die Gemeinsamkeit der hohen idealen Güter geworden. Das habe Hofrat Hartel bei dem Festmahle im Gürzenich in ergreifender Weise dargelegt.

Vor allem aber seien wir für eines dieser Versammlungen als Empfangende verpflichtet: wir alle hätten uns umrauscht gefühlt von dem mächtigen Strom der Wissenschaft, in den Plenarsitzungen wie in den Sektionen, der Wissenschaft, die man mit einem allgemeinen Namen Philologie nenne, und die als die Wissenschaft vom λόγος die große Fülle idealen Wissens umfasse, das nicht dem unmittelbaren Nutzen diene und doch das nützlichste von allen sei, weil es den Geist auf die höchsten Ziele richte und dadurch dem Menschen die Energie verleihe, die ihn zu selbstlosem Dienste auf seinem besonderen Nützlichkeitsfelde befähige.

Der offizielle Bericht über die Versammlung werde in einigen Wochen in aller Händen sein, und man werde dann sehen, welche Fülle der verschiedenartigsten Anregungen uns in jenen 4 oder 5 Septembertagen zugeströmt sei. Es sei vornehmlich das Verdienst des 2ten Vorsitzenden, Geh. Rats Bücheler, daß die Plenarsitzungen der Kölner Versammlung an Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Einzelnen jeder früheren sich ebenbürtig gezeigt haben; besonders schön und fruchtbar finde er, Redner, daß wir bei diesen Vereinigungen in Fühlung getreten seien mit einigen großen wissenschaftlichen Unternehmungen, der Rimesforschung, der Sprachkarte des deutschen Reiches, dem großen Werke der monumenta paedagogica, und vor allem sei uns der Plan entwickelt worden zu jenem großen, monumentalen Werke deutscher Wissenschaft, dem Thesaurus Linguae Latinae. Wer diesem Plane auch nur einigermaßen gefolgt sei, werde sich sagen müssen, daß ein solches Lexikon der wichtigsten aller Kultursprachen ein wissenschaftliches Ereignis von erstem Rang sein werde: man werde in ihm die Geschichte jedes einzelnen Wortes verfolgen können und so einen wichtigsten Beitrag zur Geschichte menschlichen Denkens und der Geistesentwicklung der Menschheit erhalten. Dem Einzelnen könne er hier nicht folgen wollen, auch nicht dem Überreichtum von Anregungen, der sich in den Sektionen ergossen habe, umso weniger, als es das entsagungsvolle Loos des Vorsitzenden bei solcher Gelegenheit sei, auf dieses schöne Einzelne verzichten zu müssen, so lebhaft er davon angezogen werden möge.

Eine wichtige Frage erhebe sich hier, die auf dieser Versammlung noch nicht näher berührt worden sei: ob sich die historisch gewordenen zahlreichen Sektionen würden halten lassen gegenüber den Fachversammlungen, den Historiker-, Mathematiker-, Geographentagen u. s. w., die sich mittlerweile gebildet hätten. Vorangestanden an Reichtum hätten diesmal die neusprachliche und die archäologische Sektion. Diese unsere Versammlung interessiere vor allem die pädagogische Sektion; hier hätten wir den Vortrag von Wilh. Münch über Zeitercheinungen und Unterrichtsfragen gehabt, der in gewohnter Weise große Gesichtspunkte neben feinen Ausführungen gegeben habe; in einem habe er, Redner, dem hohen Fluge nicht folgen können, daß demnächst nicht das Humanitätsideal, sondern Hinbildung zum Weltverständnis die Lösung für die Erziehenden sein werde. Es sei ihm lieb, daß dies erst nach seinem Tode geschehen werde; er sei noch von der alten Schule und würde sich ungern von seinem alten Talisman, dem Humanitätsideal, trennen. Er erinnere ferner an den an wichtigen, fruchtbaren Gesichtspunkten reichen Vortrag von Prof. Jerusalem aus Wien, „Psychologie im Dienste des Sprachunterrichts“ und an die willkommene Runde von der 7ten Lateinfunde, die uns Geh. Rat Deiters gebracht. Sanguinische Leute hätten dies als Morgenrot einer besseren Zeit begrüßt; andere, pessimistisch angehauchte,

angekränkelte, hätten darin ein beklagenswertes Schwanken und eine im besten Falle sehr ungentügende Konzeption gesehen. Er seinerseits freue sich ohne große Worte darüber, weil es ein richtiger, vernünftiger und also dankenswerter Schritt in der rechten Richtung sei.

Noch müsse er eine Anregung erwähnen, eine Discrepanz oder Dissonanz, ohne die ein längeres Musikstück nicht sein könne. Ein Fest dieser Art – schon die ältesten Festbeschreibungen, der Phäakenspiele in der Odyssee, der Leichenspiele in der Ilias, beweisen es – sei nicht vollkommen ohne diesen Reiz der Dissonanz. Daß auch dieser dem Philologentage nicht gefehlt habe, dafür seien wir der neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion verpflichtet. Diese hätten eine Resolution gefaßt, daß „gegenüber den Äußerungen, die der erste Vorsitzende in der Begrüßungsrede über Wert und Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts im Gegensatz zu jedem andern gemacht habe, die Sektion ihrer Überzeugung dahin Ausdruck gebe, daß keinem Unterrichtsfache ausschließlich diese Bedeutung zukomme, daß vielmehr jeder Unterrichtsweig, welches auch seine Eigenart sei, dem gemeinsamen Zweck alles höheren Unterrichts diene, den Schüler nach Geist und Gemüt so zu erziehen und heranzubilden, daß er als Mann in führender Stellung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens auch für die idealen Güter unseres Volks mit Begeisterung zu wirken vermöge“ Der hier Angegriffene, soviel er ihn kenne, vindiziere sich selbst, wie jedem Deutschen, das Recht, auch einmal etwas Minderwertiges zu sagen, wie er liberal genug denke, dieses Grundrecht jedes Deutschen auch den Mitgliedern der beiden Sektionen und aller Sektionen der Welt zuzuerkennen. Gegen eines aber glaube er den Angeklagten doch verwahren zu müssen daß er, wie die Resolution sage, Wert und Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts im Gegensatz zu jedem andern hervorgehoben habe. Er sei bereit, 100 M. oder jede beliebige Summe in die Kasse des Realschulmännervereins zu zahlen, wenn ihm jemand diesen Gegensatz in seiner Rede nachweise. Ob es Schildbürger gebe, welche einen solchen Gegensatz annehmen, wisse er nicht; er selbst sei dieser Schildbürger nicht und wolle hiermit erklärt haben, daß er niemals ein Wort zum Lobe des altsprachlichen Unterrichts in der Welt gesagt haben würde, wenn er nicht die Überzeugung hätte, daß die intensive Beschäftigung mit den alten Sprachen dem Interesse alles andern, des mathematischen, naturwissenschaftlichen, englischen, französischen Wissens, diene. Er halte es eigentlich für eine Kinderei, auf unserem Boden Parteien zu bilden, mit allen Konsequenzen der Parteibildung, namentlich der, daß man nicht mehr frage, was ist richtig, sondern, wer hat Recht, und das eigentlich und im höchsten Sinn Anregende bei dieser Versammlung und ihren Vorgängerinnen und wohl auch Nachfolgerinnen erkenne er darin, daß sie in uns eben die Empfindung belebt hätte von dem Zusammenhang der verschiedenen Wissenschaften unseres Gebiets, eben jene Empfindung, welcher der zweite Teil jener Resolution Ausdruck gebe. Und noch etwas Anderes, denke er, zugleich sehr Ideales und sehr Praktisches, habe die Versammlung in uns zu klarem Bewußtsein gebracht: nämlich dies, daß jeder von uns, wie gering oder abseits sein augenblickliches Arbeitsfeld sei, doch im Zusammenhang eines großen Geisteslebens stehe und auch etwas bedeute in der Welt der Wissenschaft, d. h. des Strebens nach immer vollerer, tieferer, allseitigerer Erkenntnis.

Noch würde des geselligen Zusammenseins neben der wissenschaftlichen Arbeit zu gedenken sein. Hier wolle er nur das eine sagen, daß er in den mehr als 40 Jahren seines Lehrlebens keinen schöneren Anblick gehabt habe, als den der Festversammlung auf dem Gürzenich am 26ten, keine erquickendere Sommernacht erlebt habe, als die des 27ten September im Volksgarten. Die Fahrt nach der schönsten der Mittelgebirgslandschaften unseres Vaterlandes auf dem heimischen Strom, bestrahlt von einer unbewölkten Sonne, die uns während der ganzen Zeit treugeblieben sei, habe dann den Abschluß gebildet. Und so füge sich alles wie von selbst zu einem vollendet schönen und, er dürfe wohl sagen, großen Bilde, dessen Wiedersehen uns als eine erhebende Erinnerung durch unser ferneres Leben begleiten und auch auf diese unsere Versammlungen belebend fortwirken werde.

Direktor Matthias dankt unter lautem Beifall der Versammlung dem Redner und spricht zugleich noch einmal den wärmsten Dank allen denen aus, welche die schwere Arbeit der Vorbereitung zu dem Feste so glänzend gelöst haben.

Darauf hält Oberlehrer Dr. **Cramer** (Düsseldorf) einen Vortrag über die

### **Stellung der Grammatik im deutschen Unterricht der drei unteren Klassen.**

Redner ging aus von den Forderungen der Lehrpläne, gegen welche noch immer Stimmen sich erheben, die in der Grammatik der Fremdsprachen die Wurzeln der eigenen Sprache suchen zu müssen glaubten. Darin läge ja manche Wahrheit, aber umgekehrt sei es doch richtiger: man lerne eine fremde Sprache, wenn man seine eigene ordentlich kenne. Redner legt dies des näheren an Beispielen des Hin- und Herübersetzens, namentlich in der lateinischen Sprache dar. Dadurch gewönne der deutsche Unterricht in den unteren Klassen selbst, die Konzentration verliere dabei durchaus nichts. In der VI gebe es viele Schüler, bei denen es lange Zeit mit der Deklination deutscher Substantiva hapere; die Führung der deutschen Grammatik müsse dem deutschen Unterricht verbleiben. Redner wendet sich dann gegen die Anlehnung an die deutsche Lektüre. Ihr Interesse würde besser gewahrt, wenn sie nicht zu grammatischen Übungen herabgewürdigt werde. Die induktive Methode sei nicht gut, die Lesestücke seien nicht zu grammatischen Studien da. Die grammatische Unterweisung würde planlos, andererseits würden die Lesestücke zerrissen. Besser sei der einfachere und sichere Weg, planmäßig vorzugehen; das sei aber nicht zu verwechseln mit streng systematischer Weise; es solle nicht Regel um Regel gegeben werden. Mit den Flexionsübungen ließen sich recht gut syntaktische Belehrungen verbinden. Redner geht noch näher ein auf diese Art des Betriebes in den unteren Klassen und wünscht vor allen Dingen, daß die Beobachtungsgabe entwickelt werden solle. Auch das Gedächtnis dürfe man nicht brach liegen lassen. In betreff der Lehrmethode verweist er auf das treffliche Hilfsbuch von Dr. Matthias. Er warne davor, die ganze Stunde zu grammatischen Übungen zu verwenden. Bei vernünftiger Auswahl werde mit dem wachsenden Verständnis die Liebe der Schüler zu der deutschen Sprache geweckt und durch diese wieder die Liebe zum Vaterlande (Bravo).

Der Vorsitzende dankte dem Redner im Namen der Versammlung und sprach den Wunsch aus, daß die jüngeren Herrn sich mehr mit solchen Vorträgen an der Versammlung beteiligen sollten. Nachdem dann noch Direktor Uppenkamp (Düsseldorf) auf die Bedeutung der syntaktischen Unterweisung im deutschen Unterricht aufmerksam gemacht hatte, wurde die weitere Besprechung der vorgelegten Thesen wegen der vorgerückten Zeit der nächsten Versammlung vorbehalten.

An Stelle der satzungsmäßig aus dem geschäftsführenden Ausschusse ausscheidenden, für ein Jahr nicht wieder wählbaren Mitglieder Direktor Kiesel (Düsseldorf) und Professor L. Stein (Köln, Marzellengymnasium) wurden gewählt Direktor Jäger und Professor Reinkens (Köln, Marzellengymnasium).

An die Versammlung schloß sich das gemeinsame Mittagmahl im Kasino an, das wie immer in echt rheinischer Fröhlichkeit und Gemütlichkeit verlief.

### **Erstes und Weiteres aus den Kölner Septembertagen.**

Die Verhandlungen der dreiundvierzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner liegen nun vor, handlicher und kürzer als die der früheren Zusammenkünfte (wir vermiffen nur eine Inhaltsübersicht) und Oskar Jäger hat auch in der oben S. 70 ff. mitgeteilten Rede am Osterdienstag einen dank- und humorvollen Rückblick auf das gegeben, was uns alles da geleistet worden ist; ein paar Worte aber möchten wir gleichfalls sagen und daran noch ein paar Mitteilungen knüpfen.

Unter den pädagogischen Vorträgen interessierte uns insbesondere der von **Theobald Ziegler**, weil wir uns mit der Frage der philosophischen Propädeutik an den Mittelschulen seit vielen Jahren beschäftigt haben. Der Vortrag war zum größeren Teil historischen Inhalts, legte die Ordnung und den Betrieb des ausgedehnten philosophischen Unterrichts an der Hohen Karlschule zu Stuttgart dar, dann aber wurde auch die Frage, was heute in dieser Richtung gesehen könne und solle, besprochen. Hier ist nun Ziegler, wemgleich er selbst ein aus der

eigenen Lehrthätigkeit erwachsenes, treffliches Lehrbuch der Logik für den Unterricht an höheren Lehranstalten verfaßt hat, der Ansicht, daß nicht besondere Unterrichtsstunden der Propädeutik gewidmet werden, sondern daß von allen Lehrern, die in Prima unterrichten, philosophische Belehrungen gegeben werden sollen: „der Philolog und Historiker gebe seine Aufklärung auf psychologischer Grundlage, der Mathematiker benutze die Begriffe Raum und Zeit, Kausalität und Zweck, um das Nachdenken der Schüler zu wecken. Die Lektüre des Plato, Horaz, der Antigone, Kathans führen mitten in die Philosophie. Auch im Religionsunterricht der oberen Klassen sind die wertvollen Gedanken der Schleiermacherschen Religionsphilosophie wichtiger als die Streitigkeiten der Nestorianer und Monophysiten. Also: auch ich verlange Philosophie auf der Schule, und zwar inhaltlich mehr als bisher: nur nicht auf dem Lehrplan verzeichnet, nur nicht vom Schulrat kontrolliert, nur nicht auf Stunden abgezogen und im Abiturientenzugnis bemerkt, sondern mehr Philosophie in den Köpfen und Geistern unserer Lehrer! Und darum verlange ich, daß unsere jungen Philologen mehr Philosophie studieren. Das hieße nach heutiger Art zu denken: wer in Prima unterrichtet, muß die Fakultas in Propädeutik nachweisen; in meiner Sprache: diese philosophische Bildung muß sich bei unseren Kandidaten von selbst verstehen, weil den Stürmen unserer Zeit gegenüber das Studium der Philologie, Mathematik u. s. f. allein nicht mehr standhält. Wie sie ihre Philosophie in der Schule verwenden, das bleibt dem *χάρειν* des einzelnen Lehrers überlassen.“

Damit ist als das Wünschenswerte bezeichnet, was auch dem Philosophen Trendelenburg einmal schon Ersatz für einen besonderen philosophischen Unterricht sein zu können. Fortasse quidem in gymnasiis — sagt er in der Vorrede zu seinen *Elementa logices Aristoteleæ peculiari philosophiæ eruditione opus non esset, si, quidquid in grammatica, in mathematicis, quidquid in ipsa religione philosophici inest, ita tractaretur et quasi exprimeretur, ut discipuli ex his scientiæ generibus velut e speculo, quid esset philosophari, animo præsentarent et citra ipsos philosophiæ terminos philosophiæ notiones pararent.* Doch er fährt fort: *Hoc vero quum rarius fiat, sapienter provisum est, ut in scholis philosophiæ elementa quasi προπαιδεύειν doceantur.*

In der That, es geschieht selten und wird selten geschehen. Der Gedanke, daß alle Lehrer der Prima einer Anstalt nicht bloß philosophische Studien mit Interesse und Verständnis getrieben haben, sondern auch geneigt und geeignet sein sollten, den philosophischen Gehalt ihrer Fachwissenschaften den Schülern nahe zu bringen, dieser Gedanke ist schön, aber wenn er sich irgendwo einmal verwirklichte, so wäre das ein Ausnahmefall. Denn es würde nicht genügen, wenn alle diese Lehrer die erforderliche philosophische Bildung gewonnen hätten; sie müßten auch eine gewisse didaktische Gewandtheit besitzen, um den Schülern nicht bloß ihre Meinung mitteilen, sondern mit ihnen (was in diesem Unterricht durchaus notwendig) die auftretenden Fragen in freier Weise diskutieren zu können. Und wenn alle Lehrer der Prima dies könnten und wollten, so bliebe nach unserer Meinung immer noch ein wesentlicher Mangel ohne einen gesonderten philosophischen Unterricht übrig. Es scheint mir hochwichtig, daß durch irgend ein Fach ein Einigungspunkt geschaffen werde für die so auseinandergehenden Zweige der gymnastischen Studien, der mathematischen und naturwissenschaftlichen, der sprachlichen und historischen, und dazu eignet sich keines so gut wie die Propädeutik, ja in Wahrheit überhaupt keines außer ihr; denn auch das Deutsche kann dies nicht leisten. Dies die Gründe, warum ich besondere philosophische Lehrstunden in den Gymnasialprimen jetzt wie früher (siehe *Gymn. 1895 S. 131 ff.*) für sehr wünschenswert halte, und ich freue mich, daß dieser Ansicht jüngst unter Andern auch Zmelmann Ausdruck gegeben hat. Unter den akademischen Vertretern der Philosophie hat es bekanntlich in dringender Weise vor einigen Jahren Paulsen gethan, doch so, daß er die Grenzen der Möglichkeit mit seinen Vorschlägen weit überschritt.

Und Ziegler selbst lehnt am Schluß seines Vortrags den Gedanken einer gesonderten Behandlung der Philosophie auf den Gymnasien nicht ganz ab, sondern nimmt sie für eine von ihm freilich nicht gewünschte Eventualität in Aussicht: „Ob eine Zeit kommen wird, wo wir wieder philosophischen Unterricht in die Schule einführen? Vielleicht schwimmt schon die nächste Welle der Schulreform

wieder ein Stück vom altbewährten klassischen Unterricht weg; dann würde ich allerdings meinen, daß zur geistigen Schulung die obligaten Jugendspiele schwerlich ausreichen, wohl aber ein vernünftiger philosophischer Unterricht etwas wie einen Ersatz bieten könnte." Zu dem „vielleicht schwemmt“ aber macht Z. unter dem Abdruck seines Vortrags in der Münchener A. Zeitung die Bemerkung: „diese Gefahr scheint für jetzt nach den amtlichen Mitteilungen in der pädagogischen Sektion der Kölner Philologenversammlung vorläufig beseitigt und eine rückläufige Bewegung zu Gunsten der klassischen Sprachen eingetreten zu sein. So erfreulich das sachlich ist, so beweist diese Konzeption doch, wie unsicher im Blick auf die gegenwärtige preussische Unterrichtsverwaltung hin und her schwankt, und das ist unerfreulich genug. Eben deshalb muß nach wie vor mit allen Möglichkeiten gerechnet werden, und so mag auch das Obige stehen bleiben, wie es gesprochen wurde“ (Wie wir über diesen Punkt denken, haben wir im vorigen Heft der Zeitschrift S 35 gesagt)

Wie gedankenreich der Vortrag des Herrn Geh. Rats Münch aus Koblenz über „Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen“ war (der auch gesondert bei R. Gärtner erschien), ist vielfach hervorgehoben. Der Leser wird es jetzt noch mehr inne, als der Hörer es geworden. Dieses und Jenes wird zum Widerspruch anregen, aber anregend ist alles. Manches wird besonderen Beifall finden, wie wenn die vielgescholtene formale Bildung als Kräftebildung schlechthin gedeutet wird und damit als wichtigstes Ziel des Unterrichts erscheint, oder wenn behauptet wird, daß bei den heutigen Verhältnissen auch das Tempo des Könnens unserer Schüler keineswegs gleichgültig ist, d. h. bis zu welchem Maße der sicheren, unmittelbaren, leichten Verfügung über das Erworben der einzelne Schüler es gebracht hat.

Speziell über den klassischen Unterricht wird folgendes bemerkt (der Sonderdruck, dem wir unten folgen, bietet hier ungleich mehr als gesprochen wurde und in dem Druck der Verhandlungen zu lesen ist): „In der That, gerade den Geist stetig zu machen, dazu hat an unseren Schulen die Beschäftigung mit Latein und Griechisch vor allem anderen gewirkt. Das ruhigere und vollere Einleben in ein großes, eigenartiges, zusammenhängendes Gebiet, die ernste Inanspruchnahme geistiger Kraft, die strenge Unbedingtheit der Normen, das Gewicht der Beurteilung, die Tragweite der Leistungen in diesen Fächern, das alles gab dem altsprachlichen Unterricht jene Wirkung, den Geist des Schülers stetig zu machen, und die auch für abliegende spätere Aufgaben oft bezugte Tüchtigkeit der Gymnasialzöglinge ruht wesentlich darauf. Wenn das Feld der alten Sprachen seitdem eingeengt worden ist, so ist daran nicht der Zweifel an ihrem pädagogischen Werte schuld, sondern dies, daß andere Bildungstoffe unabweisbar Einlaß fordberten. Es gehört eben mit zum Wesen unserer Zeit, daß sich die Sachen sehr hart im Raume stoßen, wie ja auch die Menschen gewaltig mit einander um den Platz ringen. Aber noch immer wird der Betrieb jener Sprachen in dem geschilderten Sinne seine Wirkung thun. Man muß sich in das etwas verschobene Ziel hineinfinden und es ebenso ernst anstreben, um es ebensowohl zu erreichen, wie das ältere. Übrigens ist das Verhältnis doch nicht etwa einfach so, daß dieses ältere Ziel das höhere war und das jetzige ein so viel niedrigeres.“

Völlig zutreffend scheint uns jene Schilderung dessen, was der altklassische Unterricht in den Zeiten seines stärkeren Vorwiegens wirkte, auch die Bezeichnung, daß er den Geist stetig gemacht, d. h. ihn gelehrt habe auf einem Gebiet zu verweilen, sich dort zu vertiefen und so seine Kräfte zu entwickeln. Aber dann wird, meine ich, auch eingeräumt werden müssen, daß in dieser Beziehung die ältere Organisation vorzüglicher gewesen: denn, daß ganz „in dem geschilderten Sinne“ der klassische Unterricht auch heute noch bei der Einengung seines Betriebes wirken kann, ist zu leugnen. Ob diese Einengung wirklich eine Notwendigkeit, eine Naturnotwendigkeit war? Daß andere einlaß- oder ausdehnungsbegehrende Bildungstoffe nicht abgewiesen werden durften, scheint mir doch nur soweit zweifellos, als durch sie wichtige Kräfte erzogen werden können, deren Ausbildung auf dem Hauptgebiet wenig oder garnicht gelingt. Auch der Vergleich mit den Menschen, die um den Platz mit einander ringen, macht mich nicht anderen Sinnes. Kann doch nicht, wie von einem Rechte der Individuen, so von einem der Lehrfächer die Rede sein. Gar manche Forderungen des pädagogischen Encyclopädismus jüngerer und älterer Zeit zeigen klar, wohin die

Anerkennung solches Rechtes führen würde, zu einer vollkommenen Zerstückelung und Zerstörung des jugendlichen Geistes. Übrigens aber bin ich durchaus mit Herrn Münch darin einverstanden, daß es in manchem anderen Betracht mit dem klassischen Unterricht jetzt besser steht, als vor einem halben Jahrhundert, und daß die einseitigen *laudatores temporis acti* manche Fortschritte in Theorie und Praxis übersehen. Als solche bezeichnet Münch unter Anderem, daß die Beobachtung allenthalben den Ausgang bilden soll, nicht Übermittlung von Gelesen, daß den Zwecken der formalen Bildung niemals das Interesse an einem wertvollen Inhalt geopfert werden soll, daß mündliches Können nicht mehr hinter dem schriftlichen zurückstehen, gute Wiedergabe überall zum richtigen Verständnis hinzukommen habe. Zum Teil wenigstens auf diese und andere Fortschritte in der Technik des philologischen Unterrichts gründet sich mir die Überzeugung, daß ihm reiche Wirkung verbleiben wird trotz der Beschränkung seines Umfangs, und obgleich der Betrieb in jüngerer Zeit meines Erachtens nach einer Richtung vielfach auch eine Verschlechterung erfahren hat. Ich denke an den jetzt so oft hervortretenden übermäßigen Eifer, den Schülern Erleichterungen zu gewähren und sie allerlei Interessantes mühelos genießen zu lassen, anstatt vor allem darauf auszugehen, daß sie sich, so weit möglich, ihre Kenntnisse erarbeiten, daß ihr Interesse sich in erster Linie an Dinge knüpfe, die sie zu finden haben.

Recht beherzigenswert aber scheint mir noch folgende Stelle der Münch'schen Ausführungen über den philologischen Unterricht: „das ist mehr Phrase der wohlmeinenden Laien, daß man schnurstracks in den „Geist des Altertums“ einzuführen habe und damit dann die Schuldigkeit gegen die Jugend getan sei. Ohne recht konkrete Sachanschauung im einzelnen wird von jenem Geist nicht viel Wertvolles aufgenommen werden. Doch freilich kommt man auch bei Übermittlung der konkreten Sachkenntnisse schon oft wieder in Gefahr, alte Fehler in neuer Form zu üben, gewissermaßen die neue Bahn in alten Stiefeln zu treten. Der positive Wissensstoff, welcher jetzt von den Schülern nicht selten gefordert wird aus dem Gebiet des Archäologischen, Antiquarischen, der Staats- und Kriegsaltertümer und all der sonstigen Gebiete, droht wieder eine ganz philologische Dichtigkeit zu erlangen“

Besonders lebhaft war unter den Besprechungen, denen wir beiwohnten, die über die Beziehungen der Archäologie zum Gymnasialunterricht, speziell über die Hilfsmittel zur Veranschaulichung der antiken Welt. Von mehreren Seiten wurden Unternehmungen dieser Art vorgeführt, staatlicher und privater Art: die Brunn-Bruckmann'schen Bildertafeln, die Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer von Feodor Hoppe, die Seemann'schen Wandbilder von Meisterwerken der Kunst, Porzellanfiguren aus der Triebner'schen Fabrik in Volkstedt, der Plan des Forum Romanum von Luckenbach, farbige Bilder zur Illustration des Cäsar von Gurlitt und Anderes. In der pädagogischen Sektion kamen hinzu die Genesl'schen Modelle, die der Autor dort selbst in sehr bezeichnender Weise vorführte und unter denen wir für das glücklichste die Darstellung des homerischen Streitwagens mit Pferden halten, ein treffliches Mittel zur Erklärung mancher Stellen der Ilias.

Gegenüber der Fülle solcher Veranschaulichungsmittel aber erhebt sich, glaube ich, schon mit Recht der Warnwurf: *μηδὲν ἄγαν*. Der einmal ausgesprochene Satz: „Alles, was im philologischen Unterricht anschaulich gemacht werden kann, muß anschaulich gemacht werden“ würde, streng durchgeführt, zu den merkwürdigsten Extravaganzen führen. Sah man früher oft den Autor vor grammatischen Repetitionen und Exkursen nicht, so könnte man ihn möglicherweise dann vor Bildern ganz aus den Augen verlieren; und nicht bloß das Einleben in die Schriftsteller litte not, sondern auch die Fähigkeiten, genau zu sehen und das Schöne an Kunstwerken zu empfinden, würden nicht ausgebildet werden. Das *πολυμαθία νόον ὁ τρέφει* gilt auch von massenhaftem Empfangen mannigfaltiger Bilder. Nicht sowohl die Herstellung von noch mehr, noch besseren, noch billigeren Abbildungen scheint mir gegenwärtig das Wichtigste zu sein, als vielmehr die Erlebigung der Fragen, wie man am besten die vielen vorhandenen Veranschaulichungsmittel verwendet, welche Auswahl zu treffen, wie sich der Schüler bei der Vorführung betätigen solle, wo man die Zeit für diese gewinnen könne.

Auch über diese Fragen wurde in der Diskussion manches Beherzigenswerte gesagt, so von Luckenbach und Gurkitt. Mir scheinen besonders drei Gesichtspunkte wichtig: 1) daß den Schülern nicht etwa vom Lehrer alles vorgelesen und vorbeschrieben werde, sondern daß sie selbst zu sehen und zu schildern lernen; 2) daß das Zeichnen hier den Beistand leiste, den es in reichstem Maße gewähren kann, im Zeichenunterricht und auch gelegentlich im philologischen, wofür dann allerdings philologisch gebildete Zeichenlehrer und zeichnerisch einigermaßen gebildete Philologen nötig sind; 3) daß der Verkehr des Schülers mit Griechen und Römern mittels des Wortes keine Beinträchtigung, sondern Förderung erfahre durch den Verkehr mittels des Bildes.

Zuletzt wurde die Debatte von dem Vorsitzenden dieser Verhandlungen, Prof. Conze und (was im Protokoll nicht bemerkt) von Prof. Löschke auf die Frage der Vorbildung der künftigen Gymnasiallehrer durch die Universitätsprofessoren gelenkt, welche akademische Lehrweise mit Rücksicht auf die Verwendung der Archäologie in der Schule wünschenswert sei. Vielleicht wird dieses Thema ein andermal fortgesponnen.

Zu den heiteren Erlebnissen der Kölner Septembertage gehört vor allem die Erneuerung des aristophanischen Lustspiels durch die Darstellung von **Ad. Bilbrandts** „Frauenherrschaft“. Hier hatte man abgesehen von Anderem die Kunst der Contamination zu bewundern: denn aus der *Lystrata* und den *Ekleziastzen* ist das Stück zusammengefügt; dann das Geschick, aus der heikelsten Komödie des Altertums das Anstößige so herauszuschneiden, daß auch das zahlreich anwesende Damenpublikum nirgend verletzt wurde. Die Empfindungen der männlichen und der weiblichen Zuschauerschaft kontrastierten dabei in sehr merkwürdiger Weise. Die Damen, aus Unkunde nichts Böses fürchtend, waren ganz unbefangen, die Männer besorgten wiederholt, die Nachbildung könnte sich einmal zu sehr in den Spuren des Autors bewegen; man hätte bisweilen jagen können: „Die Schönen schauten mutig drein und in den Schoß die Ritter“. Doch alle Klippen wurden glücklich umschifft und eine ebenso ästhetisch wie komisch ergöhen Wirkung erzielt. Der „ungezogene Liebling der Mufen“ hat auch am Ende des 19ten Jahrhunderts durch seine geniale Komik einen Sieg errungen. Und nicht bloß Dichter und Nachdichter, sondern auch die Schauspieler würden auf einer Siegesinschrift verdienten genannt zu werden. Sie hatten sich alle in die fremde Welt völlig eingelebt und spielten mit offenbarem Behagen, zum Teil mit Virtuosität. Von unbezahlbarer Wirkung war am Schluß der Spartaner mit dem oberbayerischen Dialekt.

Endlich möchten wir eines Genusses Erwähnung thun, den uns in den Tagen der Philologenversammlung ein Abend in dem klassisch-philologischen Verein bot, wo auch ein gründlicher Pessimist durch Geist und Heiterkeit des philologischen Nachwuchses belehrt werden konnte, daß es mit der Philologie nicht etwa abwärts gehe. Unter Anderem wurden die Anwesenden durch den Vortrag einiger Gedichte ergötzt, die dem vor einiger Zeit gefeierten Bäckelerjubiläum ihren Ursprung verdanken; und wir meinen, unsere Leser werden dafür dankbar sein, daß uns gestattet worden ist, drei von diesen Kindern des Humors und der philologischen Gelehrsamkeit hier zum Abdruck zu bringen.

G. Uhlig.

### Pro Prologo.

Quæ in hisce paginis  
insunt, mens iocus,  
atque hæc neminem  
hæc noster pocus.

Es sprachen die Gefährten: „Freund, sei tugendhaft!  
Nimm deine Leyer, schlage sie mit aller Kraft,  
Bis sie der Hymnen allerschönste Hören läßt!  
Es gilt des Meisters froh begrüßtem Jubelfest.  
Auch du verdankst so vieles ihm!“



Recht hatten sie.

Drum eben war es schwierig. Denn die Poesie,  
Des Himmels Tochter, fügt sich dennoch der Physik:  
Von allzu reichem Stoffe wird sie trüg und dick.  
Aus übervollem Herzen quillt ihr Goldgetropf  
Viel schwerer manchmal, als aus einem leeren Kopf.

Schon zwölf Anfänge, schnell verworfen, lagen mir  
Im Korbe, dessen Namen herkommt vom Papier.  
Mir graufte.

Und ich griff zum Buch, das, wenn mir grauft,  
Gewöhnlich Rettung spendet: nämlich Goethes „Faust“.

Zufällig fand ich just die Stelle, wo der Held  
Vermittelt ein Schlüssel zu den Müttern fällt.  
„Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderbar!“ Durch sie  
Fänd' ich vielleicht auch einen Hymnus. Aber wie?

Wo wohnen sie, die Mütter? Und die Antwort fand  
Natürlich sich in Dünker's Commentar. Da stand:  
„Plutarch erzählt, sie wohnen im Dreieck,  
Im Dreieck, das umschlossen ist von Welt an Welt“  
Wie klar! im Dreieck! Und ich ging mit frohem Sinn  
Zum Dreieck: Adorf, Hähnchen, Badenheuer, hin!)

Wie lang umsonst ich nach den Müttern suchte da,  
Weiß ich nicht mehr. Recht spät schon war es, als ich sah,  
Daß mich statt eines Kellners jetzt bedienten drei.  
Und hieraus schloß ich, daß es Zeit zum Heimgeh'n sei.

Dann später saß ich irgendwo. Und ich verspürt',  
Es war die Treppe, die zum Kunstmuseum führt.  
Und vor mir stand ein Reder, groß und ungeschlachtet,  
Mit schöner roter Nase, in Cäsarentracht,  
Der rief, mich rüttelnd: „Sprich, wo kommst du her, du Nicht?“  
Ich sprach: „Von Badenheuer; wie, das weiß ich nicht“

Er half mir auf, und mir erschien es wunderbar,  
Wie klar und nüchtern unter seinem Griff mir war.  
So folgt' ich ihm zur Lennéstraße frohgestimmt,  
Dem Weg entgegen, den um elf — ein Besserer nimmt.

Ich nannte mich und fragte, wer er selber wär'.  
„Man nennt mich Probus, Kaiser außer Dienst“ sprach er.  
„Ich hoffe, daß du mich aus der Geschichte kennst“.  
„Sie sehen“ meint' ich, „doch nicht aus wie ein Gespenst“

„Der Ausdruck paßt nicht“ sprach er. „Unserem bleibt  
Die Majestät noch immer, selbst wenn er entleibt.  
Wir wandeln noch nach manchem faulen Säculum  
Im Reich, das wir vordem beherrschten, leibhaft um.  
Ich bin's, der hier am Rhein die Reben pflanzen ließ.  
Zwar die Gelehrten neuerdings bezweifeln dies.  
Wer Recht hat, fragst du? Lassen wir's dahin gestellt.“

Dreieck, der wichtigste Platz in Bonn, vgl die angegebenen Lokale, wo man die Probe machen kann.

Kann sein, kann nicht sein. Vieles lügt man in der Welt.  
 Indessen treibt mich jedes Jahr noch mein Gemüt,  
 Zum Rhein zu wandern, wenn all dort die Rebe blüht,  
 Daß ich nach meiner angeblichen Pflanzung seh':  
 Denn selbst verstorben hält man noch auf Renommee".

Bei solchen Reden waren wir dorthin gelangt,  
 Wo in der Weberstraße stolz der Schlagbaum prangt.  
 Es sprach der Kaiser, als wir dort die Schienen sah'n:  
 „Mich freut, daß man nach mir erfand die Eisenbahn  
 Du weißt, die Legionen schlugen mich schon tot,  
 Weil ich zum Bau der Straßen gnädigst sie entbot;  
 Hätt' ich befohlen sie zum Eisenbahnenbau'n,  
 Sie hätten noch viel töter mich gewiß gehau'n.  
 Doch schweigen wir von jenem rücksichtslosen Mord!  
 Blick lieber auf zu jenem stillen Fenster dort!  
 Da wacht ein Weiser noch beim späten Lampenschein  
 Und leuchtet in des Wissens tiefste Rigen ein.  
 Die Sänger alle kennt er, von Demodocus  
 Bis zum Professor Decimus Aufonius;  
 Und wie's im Römerreiche ging, weiß ich fogar  
 Nur halb so gut, obgleich ich Imperator war.  
 Den Plautus, — Leute kennt er, die zu meiner Zeit  
 Jean Paul noch übertrafen an Vergessenheit.  
 Inschriften, sorgsam ausgekrachte, liest er doch  
 So schön, wie sie gewesen, oder schöner noch.  
 Und was an Geistesfähigen, immer mehr, er fand,  
 Er streut es aus an Tausende mit offner Hand;  
 Ein Forscher, Lehrer und der Schüler Freund zugleich,  
 Ist er ein Imperator in des Wissens Reich.  
 Drum, da man jetzt bereitet ihm ein hohes Fest,—“  
 „Erinnern Sie mich nicht daran.“ bat ich gepreßt.  
 „Zu diesem Fest soll schreiben ich ein Festgedicht,  
 Und thät es gerne; doch die Reime wollen nicht!“  
 Mitleidig lächelnd blickte mich der Römer an,  
 Wie ein Kanzleirat einen titellosen Mann.  
 „Was brauchst's hier deiner Keimerei, du Erdenstaub?!  
 Welk Oröhre winden diesem Mann das Ehrenlaub.  
 Wer nennt sie alle, die dort beim Commerc um ihn  
 Unflüchtig gegenwärtig ihren Reigen zieh'n?  
 Die Dichter und die Weisen der Hellenenflur  
 Und Roma's nah'n in ihrer besten Garnitur;  
 Wir umgebrachten Kaiser auch mit Weib und Kind,  
 Zusammen den wen'gen, die im Welt gestorben sind.  
 Nur keine Angst, daß wir uns zanken werden, — nein!  
 Burgfrieden beim Commerce schließt auch Geister ein.  
 Auf Nero lehnt sich friedlich Onkel Claudius,  
 Den Seneca zur Rechten, links Petronius.  
 Vom Provinzialmuseum naht sich Mann für Mann  
 Die Totenschar, die zum Laudator ihn gewann,  
 Geführt von Cälius im Galaordensrod,  
 Dem Renommir-Centurio mit dem großen Stod.

Und noch viel M't're wird man seh'n! In bunten Reih'n  
 Erklingt sein Lob auf Dakisch, Umbriisch, Mtlatein,  
 Pelignisch, Marfisch und was weiß ich? Manches Wort,  
 Besinnungraubend, herzbethörend, hört man dort.  
 Zum Beispiel: melca; sesquus; lumemulia;  
 Cordolium; pantex; gomix; fulclopedia  
 Im Festzug nahen die fratér Atiersiur  
 Aus Subbio, plenasier urnasier —  
 Das heißt: mit vollen Seideln; — und aus spätester Zeit  
 Klagt ein ostgoth'scher Hungerkandidat sein Leid.  
 Kurz, wer von ihm behandelt und verbessert ward,  
 Verfunf'ne Welt, die er belebt zur Gegenwart,  
 Sie steigt beim frohen Feste vor ihm auf und kreist  
 Um ihn, unsichtbar Andern, doch nicht seinem Geist.  
 Was brauch't's da deiner Hymnen weiter? Geh' nach Haus,  
 Du armer Tropf, und schlafe deinen Kausch dir aus"

Er sprach's. Und heut empfind' ich, daß es Wahrheit war.  
 Durch Salamander, Lieder, Neben voll und klar  
 Klingt's wie ein dankbar Grüßen der Vergangenheit,  
 Die unser Meister neu schuf zu lebend'ger Zeit.  
 Und also, froh der Rettung, schließ' ich mein Gedicht:  
 Denn, wo die Geister reben, brauch't's der Dichter nicht.

Eprius Marcellus.

### Daz Buochelêren liet.

Ez wuchs in Niderlanden eins edelen mannes kint —  
 Er was ze Bonne am Rine ein professor sint:  
 Ze Rinberc stuont sîn wiege und sines vaters stat,  
 Dâvon sage ich iu mære, als frouwe Historia mir gemeldet hât.  
 Sîn vater hiez Antôn, ein degen âne zagen,  
 Dâr umbe Antôn der junge noch tuot den namen tragen:  
 Sîn muoter Dorotêa, diu was ein edel wîp,  
 Diu pflac des tiuren heldes beides sêle unde ouch den lip.  
 Er was sô gelêret, daz er an buochen las,  
 Dâvon er Buochelêre mit fuoc geheizen was;  
 Dô ne wolde er sizzen in sîn vaters hûs,  
 Sit zôch uf aventiure in menegiu lant der lützel degen ûz.  
 Ze Essen stât ein schôla: die dô wâren tump  
 Erumbet alle wise herr Josephus Crumb  
 Mit sinem gelben holze, daz was ûz Spaniâ,  
 Ein listic zouberstâbelin, das sah den Franzen buckel ofte dâ.  
 Dô lernte er vil balde amo, amas, amat,  
 Wâ der lobebaere accusativ zem infinitive stât,  
 Er steic mit fufzên jâren mit zûhten zem examen,  
 Dô sprâchen, die daz hôrten: «des muoz sih manec langer lûmmel schamen».  
 Nû was in disen zîten ze Bonne bi dem Rin  
 Daz in allen landen niht wisres mohte sîn,  
 Ritschelius der rise, der dicke sagen têt:  
 Nil tam difficilest, quin quaerendo investigari possiet.

Dô was ez Franz dem jungen ze lernen mihhel wonne:  
 Hei wie er disputieret im Seminar ze Bonne,  
 Wie sleppte er an den buochen, wie begunde er schanzen,  
 Daz was ein ungehiure wonne unserm tiuren Franzen.

Per septies sex menses lobeten sinen witz  
 Ritter unde Ritschl, Schopen unde Schmitz.  
 Varro unde Plautus las er vil dicke schön,  
 Julius Frontinus unde noch den kiuschen man Petrôn.

Wie brâhten's dô den Granius so rehte ûf den damm,  
 Daz von Engellanden ein man sih deste mêre scham,  
 Wie brâhten's Licinianus so rehte in die hoeh,  
 Dô was von Bonner siben Franz der aller sibenté.

Sô mahtens im ze êren eine disputatiôn  
 Umb eines keisers êre: dô was sîn selbes lôn  
 Ein doktorhuot schoene, in êren er beleip,  
 Sit er dem keiser Claudio sîn vier buochstabe alsô wol beschreip.

Nû moht er ouh bekunden, daz er magister was,  
 Wande er in dem gymnasio lobebaere saz.  
 In siner hant ein stecken was lanc unde grôz:  
 Hei, was von swinden slegen Bonner buoben buckel dô erdôz.

Nû wolltens in behalten ze Friburc in der stat  
 Und ouh ze Grîpeswalde, dô er docieret hât:  
 Neinâ, sprach der biderbe, ich muoz ze Bonne sîn,  
 Am Rîne stuont mîn wiege, sô stât mîn senen all zem Rîn.

Tûsent aht hundert unde sibenzic  
 Wart ez in dem college sô rehte lebendic.  
 Er las sô wol die steine und buoche von permint,  
 Daz têt mit vlize lêren daz werte Buochelêren kint.

Dô kômen vil studenten gevlozzen ûf dem Rîn  
 Durh die Franzen liebe: si wolden wise sîn.  
 Hei, wie sie kômen snelle ûf der isenbân,  
 Daz sie hôrten Plautum Luci-Graci- unde Seneka'n.

Ô wê, sprâchen niune, wir sizzen unde swizzen,  
 Nû krankent unser wizze von sîn geistes blizzen,  
 Er frâget ungehiure, diu antwort ist ze râr, --  
 Daz nennent sie ze Bonne das edele kûneeliche Sêminâr.

Er frâgete, waz sie wisten und waz sie têtten ê,  
 Den wên'gen Seminaristen was sit von arebeite wê.  
 Sit finf und zweinzec jâren hôrens Franzen an,  
 Hei waz er sie gefûelet ûf den wackeligen wisheitzan.

Sit finf und zweinzec jâren lêristu die fuhse,  
 Daz sie diu mihhilen ôren spizzent sam die luxe,  
 Sit finf und zweinzec jâren lêrstu, waz edel und wâr,  
 Dar umbe soltu bliiben bi uns am Rîn noch manegez jâr.

Ir aber fuhse und burse und gremeliche doctôres  
 Erhebet die iuren becher und wîset iure môres:  
 Nû trinken wir die minne im stolzen salamander,  
 Nû sorget, tumbel fuhse, daz wir zesamen klappen miteinander.  
 Seyfried Schweppermann.

ΝΟΣΤΟΣ

ῥ

ΚΛΟΠΑΙ

πολυπόδων ἀριστεία  
 cum scholiis.

Μηδεὶς πεδάντης εἰσίτω! Lehrsius.

\* Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ  
 Κλόφθῃ, πρὶν Βόννης ἱερὸν πολίεθρον ἰκέσθαι,  
 Ἄρνόμενος ἦν τε ψυχὴν καὶ νόστον ἑταίρων.  
 Αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσ' ἀλόωντο  
 5 Νήπιοι, οἵπερ ὅπερ δίψαν μετὰ βίνδας ἔχουσαν  
 Ἰλοάνακτ' <sup>1)</sup> ἐπιμίξαντες ποτὶ οἶνον ἐρυθρόν.  
 Τῶν ἀμόθεν γε, θεὰ θύγατερ Διός, εἰπέ καὶ ἡμῖν.  
 \* Ἐνθ' ἄλλοι μὲν πάντες, οἳ ἤλυθον εἰς Διὸς οὔρος <sup>2)</sup>,  
 Οἴκοι ἔσαν πολιζέει τε πεφουγότες ἤδ' ἐπρόλητας.  
 10 Τοὺς δ' οἴους νόστου τ' ἐπιλήσμονας ἤδ' ἐκατῆρος  
 Νόμφῃ πότνι' ἔρουκ' — ὄνομ' \* Ἐγγεν ἔην ἡ φείνη <sup>3)</sup> —  
 \* Ἐνθα δὲ πολλὸν μὲν μέθυ πίνετο καὶ γλοκὸς οἶνος,  
 \* Ἡεῖδον δ' εὐφωνοὶ: „ Ἄπ' Ὀδλύμποιο καρῆγων“ <sup>4)</sup>  
 Καὶ τόδε: „ Ποῖ γάρ, οἶνε, μετ' ἀργυρίου βέβηκας;“ <sup>5)</sup>  
 15 Τάβανκα δὲ σμαχθῶν καὶ σμερδαλέως ἐπίπαφθον,  
 Καὶ τις ἀναθρώσκων θαλερὸν λόγον ἐσχεδίαζεν.  
 Ἦν δὲ γέλωσ τε βοή τε καὶ ἡμερόεσσ' ἀριστός.  
 Καὶ ῥίψαν σαλάμανδρον, ἐπέκλαξαν δ' ἀλόπηκας. <sup>6)</sup>  
 Ἄλλ' ὅτε καιρὸς ἐπῆλθε περιπλομένων σαλαμάνδρων,  
 20 Τῷ σφιν ἐπεκλώσαντο θεοὶ οἰκόνδε νέεσθαι,  
 Εἰς Βόννην, οὐδ' ἔνθα πεφυγμένοι ἦσαν ἀέθλων  
 Ἐἵνεκα πολυπόδων, οἳ ἀεικέα ἔργα νόησαν.  
 \* Ἔσπετε νῦν μοι, Μοῦσαι, ὅπως οἰκόνδ' ἀπέβησαν  
 Σύνδου ἐρχομένω — ῥῆπον γὰρ οἰνοβαροῦντι  
 25 Ὀὐκ οἴοι, ἅμα τοῖς δὲ κύνες πόδας ἀργοὶ ἔποντο,  
 \* Ἐκτωρ τ' ἤδ' ἐκ Κάρων καὶ Βηξ καὶ ἀγακλιότ' Ἄμμυ.  
 Αἰγύπτου σκότος ἦν: οὐκ ἀστήρ οὐδὲ σελήνη  
 Φαίνετο: πλήν ἐντός Περκῆον <sup>7)</sup> φῶς διέλαμψεν.

<sup>1)</sup> qui nunc magister silvanus vel Waldmeister. <sup>2)</sup> quod hodie Godesberg.  
<sup>3)</sup> ea longe famosissima eo tempore et pulcherrima copa, quæ tabernam ad tiliam habebat, benigna nec exigendis nummis molesta. <sup>4)</sup> i. e. vom hohen Olymp herab.  
<sup>5)</sup> feinen Tropfen im Becher mehr und der Beutel schlaff und leer. <sup>6)</sup> quantitates vocalium poeta scite mutavit et turbavit, ut perversitatem volpeularum et sonum absonum τῶν ἐπικλαγῆάντων mentesque lymphatas depingeret. <sup>7)</sup> cf. Tacit. Verl. Hds. § 11: Canitur hodieque antiquis carminibus barbaras apud gentes Perceo quidam nanus profunda sapientia ac tam felici sitis invidendaque assiduitate, ut poculantis interior lux præfulgeret cellæ subterraneæ, qua latitabat, tenebris: quem adhuc æmulantur inter pocula ut famosum fidelitate, victorem haud dubie philisterii, pedibus sæpe ambiguum, vino non victum.

30 ὦδε δὲ τις εἶπεσκε πεσὼν πρὸς πλησίον ἄλλον  
 „ὦ μοι ἀμαιμάκετον φέρομαι οἰκόνδε κατῆρα,  
 ἢ τοι ἄριστον ὕδωρ, πολλὸς οἶνος δ' αἰθόμενον πῦρ.“  
 Ὡς ἔφατ', ἠδὲ πόλιν Κωβλενζιακὴν ἀφίκοντο.  
 Καὶ τότε δὴ Ζόχιος μάλ' ὑπὲρ μόρον ἐσκάνδαλτο.<sup>8)</sup>  
 35 Ἦλθε δὲ πιποφόρος, πλατύπους, λιγύς, ἑλκεσίπλεμπος,<sup>9)</sup>  
 Λοξοβάτης, φιλόβακχος ἀνὴρ, κρατερὸς πολόπους τις,  
 Αἰμάνιν νιν καλέουσι θεοί, ἄνδρες δὲ τε Ναύκην,  
 Τὸν ποτε Τρίνα<sup>10)</sup> φίλη τις ἐνὶ κλινικῆσιν ἔτικτεν.  
 Καὶ ῥα γεωργὸς ἔην εἰς ἠέλιον καταδύοντα,  
 40 Μισθοφόρος Κεσσηνιακῶν ἢ Ἐνδενικός τις.<sup>11)</sup>  
 Ἦμος δ' ἠέλιος κατέδυ καὶ ἐπὶ κνέφας ἤλθεν,  
 Ὡς αὖ ἀντρεκώς<sup>12)</sup> καὶ ἐὼν φράκα τ' ἠδὲ μάχαιραν  
 Ἦλθε πόλιν· τῷ γὰρ καὶ νόκτια ἔργα μέμηλεν.  
 ὦ πόποι, ὡς Ζοχίω τότ' ἀφείλετο νόστιμον οὔρον  
 45 Νηπίω, ὅς τε λάτερναν ἐπισταμένως ἀσοδρήθη.  
 Ὡς ἶδεν, ὡς ἐμάνη. Ζόχιος δρόμῳ ἄλτ' ἀγορήνδε·  
 Ἄλλ' οὐδ' ὡς ἔφυγεν· συνεπίπησεν γὰρ ὁ Αἴμων  
 Οὐδ' συμπολύποδας, ψυχῶν πομποὺς ἀμενηνῶν.  
 Ἦλθον ἔπειθ' ὄσα φύλλα καὶ ἄνθηα γίγνεται ἄρη  
 50 Κνωτογενεῖς· τοῖς δ' ἦτορ ἐνὶ σιφάλοισιν ἔπιπτεν,  
 Πάντας ἀτοξομένους, μέγα δὲ σφι κυλίνδετο πῆμα.  
 Οὐρήας<sup>13)</sup> γὰρ πρῶτον ἔκλωσαν καὶ κύνας ἀργούς,  
 Ἐκτορα τ' ἠδὲ Κάρωνα φίλον καὶ ἀγακλυτὸν Ἄμμιν,<sup>14)</sup>  
 Αὐτὰρ ἔπειτ' αὐτοὺς τρομεροὺς παρὰ κριψίν ἐλόντες  
 55 Ἐσέπτεον φυλακῆνδ'· ὄλοφν δὲδὸν οὐκ ὀνομαστήν.  
 Τῷ δ' Ἐρμῆς Ζοχίω κρατερὸν δόλον ἐν φρεσὶ θῆκεν,  
 Ὡς πολόπουον ἀπαλεξάμενος φύγοι αἰπὸν ὄλεθρον.  
 Ὡς δ' ἔτ' ἀνάλτο λέων ὀρεσίτροφος ἀλκι ποιοιθῶς,  
 Ἦδ' ἀράκοντα μέγαν τις ἰδὼν παλινόρσος ἀπέστη,  
 60 Ἦδ' ἀράκων γεράνοισι δρόων ἔφυγεν κατὰ πέτρας,  
 Ἦ γέρανός γε γαλέην ἐσιδοῦσ' ἄφαρ δόσος ἀπέπτη —  
 Τοῖς ἕκαστος ἕρεε πολυπόδας καὶ φεῦγ' ἀγορήθεν.  
 Αὐτίκα δ' αὐτὸς χαμᾶς ἐκυλίνδετ', ἐπεὶ σθένεν οὔτι  
 Οἷος ἔθ' ἐστάμεναι τὸν γὰρ πόδες οὐκέτ' ἐνεύκαν.  
 65 ὦ πόποι, ὡς λιγέως ἀράβησ' ὑπὸ πολυπόδεσσιν  
 Κεῖνα μέρη, τὰ τε διχθὰ δεδαΐεται, ἔσχατον ἀνδρός.  
 Δούπησεν δὲ ν,<sup>15)</sup> τὰ δὲ τέσσαρα γράμματα ἔκλαξεν.  
 [Καὶ τὸ τέταρτον γραμματίον οἱ ὑπεξάπεκλωσαν.  
 ὦδε δὲ δὴ τότε γράμμα πρὸς ἄλλο τι πλησίον εἶπεν  
 „ὦ θεοί, ὡς ἤμιν ἀπέκοψ' ἐρίτηρον ἑταῖρον,

<sup>8)</sup> gravitas scandali gravitate metri indicatur. <sup>9)</sup> cf. Hesych. πλέμπη· μάχαιρα, σπάθη.  
<sup>10)</sup> de hac Trina certi nihil adhuc viri docti protulerunt, praesertim cum plures eo tempore hoc nomen habuisse constet. <sup>11)</sup> cf. Paus. XI 11: Ἐκ δὲ Βόννης πόλεως προΐοντι σταδίου μάλιστα β' ἔστι κώμη μεγάλη καὶ εὐδαίμων, ἀποικία δὲ λέγεται στρατιωτῶν Βονναίων, ὄνομα δὲ Κεσσηνικὸν σέβονται δὲ θεῶν μάλιστα Βάκχον καὶ Ἀφροδίτην ἐν ἑορταῖς Κίρμαις καλουμέναις καὶ Βάκχου ἐκεῖ ἱερὰ πολλά Ἐνθα καὶ Ἐνδενικὸν κτλ. <sup>12)</sup> locus sine dubio corruptus: neque enim quid ὡσαι fuerint scimus et ἀντρεκώς participium subobscurum. <sup>13)</sup> Οὐρήας intellegit poeta ἀλώπεκας, quatenus iuveniliter superbiunt. <sup>14)</sup> Summo artificio noster Bocem (cf. v. 26) omittens intellegi vult illum clipeo abiecto statim tergum vertisse et omnis fugæ et trepidationis initium a Boce factum. <sup>15)</sup> Quattuor litteræ evanuerunt.

- 70 ὦ πόποι, ἦ μάλα δὴ λελακίσαμεθα, τρισσά δ' ἔτ' ἐσμέν.“  
 [Ὡς φάτο, τὸν δὲ πεσόντα μέλαν σκότος ἀμφεκάλυψεν.]<sup>16)</sup>  
 Ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη βοδοδάκτυλος ἠώς,  
 Ἐζετ' ἐν ἧ' βοῶδῃ Ζόχιος κεκαφητόι<sup>17)</sup> θυμῷ,  
 Οὐκ οἶος, ἄμα δ' αἰλουροί, δύο θῆρε, παρῆσαν,  
 75 Καὶ φυσικὸς καὶ μωραλικὸς, κακὸν οὐκ ὀνομαστόν.  
 Ἄλλ' ὅτε καιρὸς ἐπήλθε ποτοῖ' ὀλίγου τε φίλου τε,<sup>18)</sup>  
 Ὀχθήσας δ' ἄρα εἶπεν (ἄχος δ' ἔχε κραιπαλώοντα)·  
 „ὦ μοι ἐγὼ, τί πάθω, τί νό μοι μήκιστα γένηται;  
 Δεῖδω, μὴ θήρῃσιν ἔλωρ καὶ κύρμα γένωμαι,  
 80 Οὐδέ μοι εἰς' ἀφῶαι, τὰ γ' ὀνειάτα κραιπαλώωντι.  
 Ἄλλ' ἕμεν, ὃ τρώσας ἰήσεται, οἶνος ἐρωθρός.“  
 Ὡδὲ δὲ οἱ φρονέοντι δοάσσατο κέρδιον εἶναι  
 Εἰς Τεφέλην<sup>19)</sup> ἕμεν· αὐτὰρ ἀμόμονος ἐκ πολιζείης  
 Πέμπετο γράμματα λόγρ', ὃ δ' ἄρ' εἴλυμ' ὠχρὸς ἔλυσεν.  
 85 Αἴψα δὲ δὴ στουγερόν καὶ λυσιμελῆ λόγον ἔγνω·  
 „Ἐἴνεκ' ἀτασθαλίας καὶ σκανδάλου ἡδ' ἐριδοῦπου  
 Νοκτερινῆς ταραχῆς ἀποτίνειν ἐννέα μάρκας.“

Sulpicius Severus.

<sup>16)</sup> Versus 67—71 adeo stulti ac stolidi sunt, ut de interpolatione dubium esse non possit. Licet enim egregie dictum sit illud ὁπεξαπέκλυψεν, quis tamen unquam litteras colloquentes exaudivit? Hæc enim prosopopoeia omnium, quæ ex omni antiquitate traditæ sunt, longe et audacissima et ineptissima <sup>17)</sup> apte hoc verbo kafe seu prandium significatur. <sup>18)</sup> qui vulgo Frühstücken. <sup>19)</sup> versu sexto apparet mense Maio has res accidisse, hoc versu autem discimus initio mensis Mai tam acriter illos bibisse. Nam sub finem mensis solent modestiores tabernas quærere. Ita poetæ efficit, ut minus terribile et exitiale exitium videatur crumena etiam tunc feliciter sonante. Tevelina autem popina, ut tradit Pomp. Mela, præter modum erat elegans, marmore et pretiosa suppellectile splendens, ubi unus paniculus cum lardo vel lingua tribus assibus et semisse constabat.

### Sechste Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrer-Vereins.

Einer lebenswürdigen, ehrenden Einladung folgend, machte ich mir die Freude, an der diesjährigen Jahresversammlung der sächsischen Gymnasiallehrer zu Bauhen teilzunehmen, und kam mit reichem Ertrage heim.

Am Nachmittage des 8. April fanden Sektionsfigungen statt, deren Verhandlungsgegenstände Bedauern darüber erweckten, daß man sich nicht vervielfältigen konnte.

In der neuphilologischen Abteilung des Vereins erstattete Dr. Hartmann-Leipzig vor einer außergewöhnlich zahlreichen Versammlung, in der auch das altpbilologische Element stark vertreten war, einen vorläufigen Bericht über den Verlauf der Studienreise, die er vergangenes Winterhalbjahr im Auftrage des kgl. Sächsischen Kultusministeriums nach Frankreich unternommen hat behufs einer näheren Kenntnisaahme des dort üblichen Betriebes des neusprachlichen Unterrichts. Redner skizzierte kurz den äußeren Verlauf der Reise, die ihn nicht nur zu längerem Aufenthalt nach Paris, sondern auch in zahlreiche Städte der Provinz geführt, von Lille bis nach Marseille, und bemerkte, daß er im Ganzen 79 Schulen besucht habe, in denen er 364 Sektionen beigezählt und 272 Lehrer und Lehrerinnen an der Arbeit gesehen habe. Mit lebhaften Worten schilderte der Vortragende die überaus zuvorkommende und lebenswürdige Aufnahme, die er in Frankreich gefunden, im Norden nicht minder als im Süden, bei den Schulbehörden, Schulleitungen und in der Lehrerwelt, so viel er auch an manchen Stellen mit seinen Schulbesuchen die Geduld der Franzosen in Anspruch genommen habe. Daß das Familienleben in Frankreich nicht weniger herzlich und innig ist, als das unsrige, hat Redner durch eigene Erfahrung an vielen Stellen beobachten können. Auch für weitere Kreise ist die Thatsache interessant, daß Redner

die Stimmung in Frankreich durchaus friedlich gefunden und daß er im Verkehr mit den zahlreichen Personen nicht bloß der Schulwelt, zu denen er auf seiner Reise in Beziehung getreten ist, den „Deutschenhaß,“ von dem gewisse Zeitungen zu erzählen wissen, nirgends gefunden hat. Von den unbefennbaren Sympathien, die unserem Kaiser Wilhelm II. französischerseits vielfach entgegengebracht wurden, wurden einige bemerkenswerte Proben mitgeteilt. Daß der Verlust Elsaß-Lothringens auch für die heutigen Franzosen ein schmerzliches Gefühl sei, stellte Redner ausdrücklich fest, betonte aber zugleich, daß das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland gegenwärtig weit ruhiger und leidenschaftsloser angesehen werde, als vor etwa 10 Jahren, und warf, im Anschluß daran, ohne Widerspruch aus der Versammlung heraus zu finden, die Frage auf, ob es nicht im Hinblick auf die weltpolitische Stellung Deutschlands und die weitere Besserung des Verhältnisses der zwei Länder angezeigt sei, auf die fernere alljährige Feier der Siegestage des letzten Feldzuges zu verzichten. Zu den Beobachtungen übergehend, die er auf dem Gebiete des neu sprachlichen Unterrichts gemacht hat, stellte Redner den bedeutenden Aufschwung fest, der seit etwa 20 Jahren hier eingetreten ist. Er warf einige sehr bezeichnende Streiflichter auf den früheren Zustand und stellte dem das jetzige Verhältnis gegenüber. Rühmend wurde dabei auch die jetzt von Prof. Schweizer in Paris geleitete, seit 1891 bestehende Société pour la propagation des langues étrangères erwähnt, die an 1300 Mitglieder zählt und eine sehr fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Abweichend von unserer deutschen Organisation hat der neu sprachliche Unterricht auch in den Lehrerseminaren Frankreichs einen anerkannten Platz, und man denkt jetzt daran, ihn dort noch weiter zu verstärken. Die Instruktionen, die 1890 vom Unterrichtsministerium für den Unterricht der neueren Sprachen an den Mittelschulen erlassen worden sind, und die in der Hauptsache auf einem Berichte des Generalinspektors Bossert beruhen, betonen nachdrücklich den lebenden Charakter der neueren Sprachen und gehen darin weiter, als manche gleichzeitige deutsche Instruktionen. Die Wirklichkeit steht nach den Beobachtungen des Redners allerdings noch nicht ganz im Einklang damit, und namentlich ist es in den Gymnasien vielfach noch nicht gelungen, den neu sprachlichen Unterricht von der bewußten oder unbewußten Nachahmung des alt sprachlichen freizumachen. Den Persönlichkeiten der französischen Lehrer sollte der Vortragende alle Anerkennung und bemerkte, daß die besten unter ihnen den besten Deutschlands nicht nachstehen dürften. Einen sehr guten allgemeinen Eindruck hat Redner von den neu sprachlichen Lehrerinnen Frankreichs erhalten, und als die bedeutendste neu sprachliche Lehrkraft überhaupt, die er auf seiner Reise in Frankreich kennen gelernt, bezeichnete er eine Dame. Die Lehrerinnen spielen überhaupt in Frankreich eine viel größere Rolle als in Deutschland: an den höheren Töchterschulen wirken mit ganz geringen Ausnahmen nur weibliche Kräfte, und die Leitung dieser Anstalten liegt ausschließlich in weiblicher Hand. Eine andere Abweichung von deutschen Gepflogenheiten besteht darin, daß die Lehrerin in Frankreich auch verheiratet sein kann. Gerade in dieser Kategorie von Lehrerinnen, einschließlich derer, die selbst Mütter sind, hat Redner eine Reihe ausgezeichnete Persönlichkeiten kennen gelernt. Als eine allgemeine Beobachtung, die sich dem Vortragenden sehr oft aufgedrängt hat, wurde bezeichnet, daß die pädagogische Ausbildung der Lehrerwelt gegenwärtig noch nicht ganz das ist, was sie bei der hervorragenden Veranlagung des französischen Volkes sein könnte, und an einer Reihe von Thatsachen aus dem Unterrichte im Allgemeinen und dem neu sprachlichen im Besonderen wurde dies nachgewiesen. Dabei fand auch das sog. Mot à mot eine eingehende Besprechung und Beleuchtung. Als einen wunden Punkt bezeichnete Redner den Zustand der deutschen und englischen Aussprache, den er bei der Schülerswelt Frankreichs angetroffen hat, eine Folge zum Teil des von älterer Zeit her überkommenen Betriebes. Dabei wurde betont, daß die Leistungen der Pariser Schulen denen der Provinz im Allgemeinen überlegen sind. Im Collège Ste. Barbe, im Collège Stanislas und im Lycée Condorcet hatte Redner Gelegenheit, deutsche Schülervorträge zu hören, im Lycée Molière einen sehr anerkennenswerten, ganz frei gehaltenen englischen Vortrag. Auch aus dem Lycée Janson de Sailly in Paris wurden Beobachtungen mitgeteilt, die den Stand des neu sprachlichen Unterrichts als besonders hochstehend erkennen ließen, zum Teil durch die Gunst glücklicher Verhältnisse, zum Teil aber auch durch das Verdienst einer Anzahl von Lehrerpersönlichkeiten. Daß der Gesang deutscher Volkslieder im deutschen Unterrichte vieler französischer Schulen eine feste Stätte gefunden hat, Dank beson-



ders der Initiative der Lehrer elsässischer Herkunft, ist eine in Deutschland noch wenig bekannte Thatsache. Von den Elsäffern überhaupt, als einem tüchtigen, kernhaften Menschenstamme, der als geistiger Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland eine große Bedeutung gehabt hat und hoffentlich auch behalten wird, sprach Redner mit Worten lebhafter Anerkennung.<sup>1)</sup>

Dem Vortrag folgte lauter Beifall und eine Diskussion, in der ich mir erlaubte, auf gewisse Übereinstimmungen zwischen dem in französischen und dem in italienischen und griechischen Mittelschulen üblichen Unterrichtsverfahren hinzuweisen.<sup>2)</sup>

Zu gleicher Zeit sprach in der Sektion für klassische Philologie und Geschichte Dr. **Reedon** von Baugen über die vorgeschichtlichen Altertümer der Heimat, ihren Wert und ihren Platz im Unterricht, über welchen Vortrag uns freundlichst folgender Bericht zur Verfügung gestellt ist.

Ausgehend von der ablehnenden Stellung, die Philologie und Geschichte den prähistorischen Altertümern gegenüber lange eingenommen haben, z. T. noch einnehmen, versuchte der Vortragende zuerst ein Bild davon zu geben, welche Resultate die vorgeschichtlichen Studien bis jetzt gehabt haben und welcher wissenschaftliche Wert ihnen deshalb zunächst im allgemeinen zuzugestehen sei. Dabei fanden vor allem die in Ostdeutschland, bez. in Sachsen und der Lausitz häufigen sichtbaren Altertümer (Erdrundwälle, Schlackenwälle, Gräberfunde) eingehendere Besprechung. Sodann berührte der Vortragende die unterscheidenden Merkmale slavischer und vor-slavischer Gefäße, die Kulturperioden, die Spuren des Zusammenhangs zwischen der Kunstfertigkeit des barbarischen Nordens (Gesichtsurnen, Hausurnen, Ornamentierung der Thongefäße, Bronzen) und des klassischen Südens (Etrurien, Hissarlik, Mykenä). Es wurde an einzelnen Beispielen gezeigt, welche reiche Unterfütterung die Kulturgeschichte und die politische Geschichte schon von ihrer jüngeren Schwester, der Vorgeschichte, empfangen haben. Im 2. Teile wurde die Frage beantwortet, ob denn nun auch die Altertümer einen Platz in der höheren Schule beanspruchen dürfen. Die Antwort muß, wurde weiter gezeigt, bejahend lauten; denn 1) die Prähistorie hat wichtigen Anteil an der Kulturgeschichte, die im Gymnasium nicht unberücksichtigt bleibt, 2) der Stoff hat nationales Interesse, es sind unsere Vorfahren, deren Werke uns da beschäftigen und uns von ihrer Tüchtigkeit und Frömmigkeit, ihrem Unsterblichkeitsglauben erzählen und somit ernste Gedanken erwecken, 3) der Stoff dieser Studien kommt den Neigungen der Jugend zum Sammeln und Suchen, ihrer Freude am Concreten entgegen, schärft ihre Beobachtungsgabe, 4) das einmal erweckte Interesse wird später auch den Erwachsenen (Geistlichen, Verwaltungsbeamten u. s. w.) befähigen, der Wissenschaft durch Aufbewahren, Sammeln prähistorischer Denkmäler wichtige Dienste zu leisten. Der Platz für diese Wissenschaft im Unterrichte kann freilich wegen ihrer Jugend und Schwierigkeit nur ein bescheidener sein, die Beschäftigung mit diesen Dingen nur eine gelegentliche. Diese Gelegenheit bietet zuerst die Geschichte an verschiedenen Stellen, ferner die Lektüre (Cäsar, Tacitus, Homer, Nibelungenlied), endlich die Heimatskunde, — dazu einzelne Vertretungsstunden. Zu empfehlen sind gemeinsame Besuche von Museen, Anschaffung von geeigneten Büchern für die Schülerbibliothek, zu wünschen wären Darstellungen prähistorischer Gegenstände, wie sie die von Much auf Veranlassung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht entworfenen Anschauungstafel zum Schulgebrauch für Österreich-Ungarn bietet.

Hierauf erörterte in der Abteilung für deutschen Unterricht Prof. Dr. **Klee** von Baugen die Behandlung von Goethes *Faust* in Oberprima.

Da der Unterricht — so führte der Vortragende nach einer mir zugegangenen Mitteilung aus — in die bedeutendsten Werke unserer Poesie einführen soll und der *Faust* unstreitig zu diesen gehört, so darf er auf keinen Fall von der Schule ganz ignoriert werden. Der Vorschlag, ihn der Privatlektüre zuzuweisen, ist unausführbar wegen der Schwierigkeit der Dichtung; gerade diese

<sup>1)</sup> Ein ausführlicher Bericht des Vortragenden über seine Reisergebnisse wird wahrscheinlich noch 1896 im Verlage von Dr. P. Stolte zu Leipzig erscheinen, unter dem Titel: *Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich.*

<sup>2)</sup> Diese Bemerkungen lasse ich hier fort, weil sie von mir in einen Vortrag über Beobachtungen in italienischen, griechischen und ägyptischen Schulen aufgenommen worden sind, der im nächsten Hefte dieser Zeitschrift abgedruckt werden wird.

Schwierigkeit aber legt die Befürchtung nahe, daß das größte poetische Werk der Neuzeit den Gebildeten fremd werde, wenn die Schule nicht das Verständnis eröffnet. Die Einwände sittlicher, religiöser und ästhetischer Art, die gegen eine schulmäßige Behandlung des Faust erhoben worden sind, wurden entkräftet, gewichtige Stimmen für letztere angeführt. Hierauf zeichnete der Vortragende den Gang des Unterrichts, wie er ihn sich vorstelle. Da der ganze Vortrag in den Jahrb. für Philol. und Päd. gedruckt werden wird, genügt es hier zu bemerken, daß der Redner zwar keineswegs für die Lektüre des ganzen Werkes in allen seinen Teilen sprach, daß er aber auch den „zweiten Teil der Tragödie“ nicht grundsätzlich ausgeschlossen wissen wollte. Schon der Umstand, daß dieser die notwendige Ergänzung zum ersten Teile sei und die Schulinterpretation die Dichtung unbedingt als ein großes Kunstganzes auffassen müsse, spreche gegen die Ausschließung. Am Ende wies der Vortragende auf die wesentliche Übereinstimmung, in dem der Abschluß des Werkes mit einer der Grundlehren des Christentums stehe, auf die Fülle von Aussprüchen tiefster Lebensweisheit, die es enthalte, und auf die zahlreichen fruchtbringenden Vergleiche mit antiker Poesie, zu denen es veranlasse, hin.

In der Abteilung für Religionswissenschaft konnte der von Oberlehrer **Höhle**—Bauzen angekündigte Vortrag über Pilgerreisen nach dem heiligen Lande im Mittelalter, den ich gern gehört hätte, aus Mangel an Zeit leider nicht mehr gehalten werden. Ich wohnte nur noch dem Schluß einer Diskussion über die von den Religionslehrern gewünschte Wiedereinführung der dritten Religionsstunde in Quarta<sup>1)</sup> bei und hörte dort von verschiedenen Seiten das Argument geltend machen, daß die Forderungen des Unterrichtsregulativs bei der jetzt zu Gebote stehenden Stundenzahl nicht erfüllt werden könnten.

Über die Verhandlungen der mathematischen Sektion wurde mir gültigst Folgendes berichtet.

Auf der Jahresversammlung in Chemnitz Ostern 1895 war beschloffen worden, einen Kanon für den geometrischen Unterricht in den Mittelklassen aufzustellen und die Entwürfe der nächsten Hauptversammlung vorzulegen. Diese Entwürfe sollten das Mindestmaß dessen enthalten, was in den einzelnen Klassen an Lehrsähen durchzunehmen sei. Infolge dieses Beschlusses berichteten auf der diesjährigen Versammlung in Bauzen Herr **Lamprecht**—Bauzen über das Pensum der Untertertia, die Herren Dr. **Taubert**—Dresden und Dr. **Sürhinger**—Chemnitz über das der Obertertia. Der für Untersekunda eingegangene Entwurf konnte aus Mangel an Zeit nicht zur Debatte gestellt werden. Bezüglich der Untertertia einigte man sich dahin, daß es notwendig sei, möglichst bald den Schüler in den Stand zu setzen, einfache Konstruktionsaufgaben selbst zu lösen; insbesondere sollten die Kongruenzsätze erst dann aufgestellt und bewiesen werden, wenn die Konstruktionen der Dreiecke aus den drei in den Kongruenzsätzen vorkommenden Bestimmungsstücken ausgeführt und durch eine Reihe einfacher anderer Dreieckskonstruktionen das geometrische Verständnis der Schüler gehörig gefördert worden sei. Obgleich das Regulativ für Untertertia nur die allgemeine Bestimmung enthält: Planimetrie bis zu den ersten Anwendungen der Kongruenzsätze einschließlich, so war man doch allseitig der Ansicht, daß die Lehre vom Parallelogramm und Trapez hier mit erledigt werden müsse. Bei der Auswahl des Übungsmaterials seien nur einfache Aufgaben zu behandeln und alle diejenigen auszuschließen, zu deren Behandlung eine Analysis nötig sei. Für Obertertia lagen zwei in allen wesentlichen Stücken mit einander übereinstimmende Entwürfe vor. Die Versammlung sprach sich dahin aus, daß in dieser Klasse der Begriff des geometrischen Ortes zunächst mit Benutzung des in Untertertia erledigten Lehrstoffs dem Schüler geläufig gemacht und durch Aufnahme neuer Anschauungen geübt werden solle, damit der Schüler die analytische Methode zur Lösung von Aufgaben gebrauchen lerne. Doch solle man an den Schwierigkeiten nicht Anstoß nehmen, die dem Schüler anfangs häufig entgegentreten, wenn es sich um die sprachliche Formulierung handele, sofern nur das Wesen der Sache richtig erfaßt sei. Man könne diese Rücksicht um so mehr üben, als die genannten

<sup>1)</sup> Nach in dem Lehrplan der sächsischen Gymnasien vom Jahr 1882 hatte die Quarta, ebenso wie Sexta und Quinta, 3 Religionsstunden; in dem vom Jahre 1893 ist die Dreizahl für die beiden untersten Klassen beibehalten, aber für Quarta die Zweizahl angelegt.

Schwierigkeiten in demselben Maße verschwinden, in dem der Schüler in der Beherrschung des Stoffes fortschreite. Dem Kanon waren noch beigegeben: ein Verzeichnis der wichtigsten geometrischen Örter sowie solcher Konstruktionsaufgaben, deren Lösung von jedem zur Befreiung nach Untersekunda reifen Obertertianer müsse verlangt werden können.

Bei dem gefelligen Zusammensein am Abend dieses Tages wurden von mir manche alte Bekanntschaften erneuert und noch mehr neue gemacht. Der erste Teil des nächsten Vormittags war geschäftlichen Verhandlungen gewidmet, denen ich nicht beiwohnte, von denen ich aber doch so viel erfuhr, daß dabei auch die in der That dringende Frage der pekuniären Besserstellung der Gymnasiallehrer Gegenstand der Erörterung war. Dann folgte der öffentliche Teil der Verhandlungen, zu dem auch Vertreter städtischer und staatlicher Behörden sich eingefunden hatten, so Herr Geheimrat Dr. Vogel aus Dresden.

Hier hielt der Rektor des Kgl. Gymnasiums in Leipzig und Professor der Pädagogik an der dortigen Universität, Dr. **Richard Richter**, einen Vortrag „Zur Frage der pädagogischen Ausbildung für das höhere Lehramt“ dessen Hauptgedanken er selbst so liebenswürdig war zu meiner Benützung niederzuschreiben.

Die Gymnasialpädagogik schließt mannigfache und schwierige Probleme ein, die Gegenstand eines sehr ernsthaften und streng wissenschaftlichen Studiums sein können. Aber wenn es sich nur um die dem Anfänger zu gewährende pädagogische Vorbildung handelt, dann thut vor allem Selbstbescheidung not und das ehrliche Zugeständnis, daß diese Vorbildung neben dem Fachstudium nur etwas Accessorisches ist, etwas Bescheidenes nach Umfang und Schwierigkeit der zu vermittelnden Kenntnisse, mehr Übung als Wissenschaft. Andererseits ist allerdings eine solche Vorbildung ein dringendes Bedürfnis, heutzutage mehr als ehedem, weil wir bei den jetzigen Bildungszuständen weniger Zeit und viel mehr Verantwortung in unserer Unterrichtsthätigkeit haben als unsere Vorfahren im Amte.

Nach meiner Auffassung wird in dem preussischen zweijährigen Vorbereitungskursus (Gymnasialseminar und Probejahr) des Guten zu viel gethan und mehr pädagogische Übung verlangt, als für den Zweck erforderlich ist. So auch in dem übrigens vortrefflichen Buche von Wilhelm Fries über die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt, das die preussische Einrichtung, die vollständige Trennung der pädagogischen Vorbildung von dem akademischen Studium, vertritt. Das Buch legt mir die Vergleichung mit den entsprechenden sächsischen Veranstaltungen und insbesondere mit den Seminareinrichtungen der Leipziger Universität nahe. An diesen bin ich seit zehn Jahren, seit dem Tode Ecksteins, persönlich beteiligt, zuerst als Mitdirektor des Seminars unter Masius als dem Hauptleiter. Nach dem Tod von Masius 1893 und der Berufung des Prof. Volkelt ist eine wesentliche Umgestaltung des Seminars veranlaßt worden. Volkelt hat ein durchaus selbständiges philosophisch-pädagogisches Seminar eingerichtet, das die unmittelbare Verbindung mit der Schule nicht sucht und Übungen in der praktischen Pädagogik, insbesondere Lehrversuche, nicht beabsichtigt. Diese Aufgaben sind seit Ostern 1894 vollständig dem unter meiner Leitung stehenden praktisch-pädagogischen Seminare zugewiesen. Es steht in enger Verbindung mit meinem Gymnasium und wird von drei Kräften aus seiner Lehrerschaft versorgt, von Prof. Lehmann (für Mathematik und Naturwissenschaften), Dr. Hartmann (für Französisch und Englisch) und mir (für die übrigen Lehrfächer). Ergänzend suche ich durch eine pädagogische Vorlesung an

der Universität zu wirken. Die Übungen des Seminars, für die Mittwoch und Sonnabend Nachmittag zweistündige Sitzungen abgehalten werden, bestehen in Musterlektionen, eigenen Lehrversuchen der Mitglieder, gemeinsamer Besprechung dieser Lektionen und anderweitigen didaktischen und pädagogischen Erörterungen, wozu der Besuch planmäßiger Unterrichtsstunden des Gymnasiums hinzukommt.

Von den Bedenken, die gegen die pädagogischen Universitätsseminare erhoben zu werden pflegen, erledigt sich hier leicht das eine, das sich gegen die Schülerschichten solcher Seminare richtet, da wir uns nicht mit einer kleinen Übungsschule oder kleinen Gruppen geborgter Schüler zu behelfen brauchen, sondern unser eigenes, vollständiges, doppelt besetztes Gymnasium mit allem lebendigen und toten Übungsmaterial zur Verfügung haben und damit reichliche Gelegenheit zum Hospitieren sowie die Möglichkeit bieten, einen Einblick in den Gesamtorganismus einer großen Schulanstalt zu thun.

Erster und gewichtiger sind die Bedenken gegen die Lebensstellung der Seminaristen, daß sie angeblich als Studenten nicht Zeit und noch nicht Interesse und Verständnis genug für praktische pädagogische Studien und Übungen haben, auch zu viel Freiheit und Unabhängigkeit für die Benutzung des Dargebotenen. Die Gymnasialseminare stehen in dieser Beziehung unzweifelhaft unter einem stärkeren Zwange. Aber abgesehen davon, daß jene Freiheit der Selbstbestimmung an sich ihre Vorzüge hat, wird bezeichnender Weise von Fries auch noch der weitere Zwang einer zweiten, einer pädagogischen Prüfung am Schlusse des zweijährigen Kurses empfohlen. Diese im Munde eines Seminarrektors auffallende Forderung läßt darauf schließen, daß Fries das Gymnasialseminar nicht als eine sicher funktionierende Maschine ansieht, und daß er das Bedürfnis fühlt, für den zweijährigen Kursus durch die Vorbereitung auf die zweite Prüfung mehr Inhalt und Beschäftigung zu schaffen. Es bestärkt mich das in der Überzeugung, daß dieser Kursus zu ausgedehnt und schwer ausfüllbar, die Zumutung an den Direktor, daß er in einziger Person und lediglich mit Pädagogen die Seminaristen beschäftigen soll, zu stark ist. Eine Warnung giebt in dieser Hinsicht auch die Geschichte der seminaristischen Versuche. Diese sind entweder durch Selbsterlöschung eingegangen, wenn man sich zu sehr auf Pädagogik an sich beschränken wollte, oder sie sind im Anschluß an die Schulwissenschaften zu fachwissenschaftlichen Studien abgelenkt, oder sie haben ihren Lehrlingen unter Einschränkung der pädagogischen Instruktion mehr und mehr die eigene und selbständige Lehrthätigkeit erschlossen. Diese letzte, natürlichste, bei eintretendem Lehrermangel ohnehin unvermeidliche Wendung macht auch schon Fries, indem er entgegen der amtlichen Seminarordnung einen früheren Anfang der eigenen Lehrversuche der Seminaristen als erst nach einem vollen Vierteljahre verlangt und außerdem die ihnen zuzuwiesenden Lehrpensja auf das Doppelte gesteigert wissen will.

Wir in Leipzig müssen nach unseren Erfahrungen der Behauptung, daß den Studenten das Interesse für diese Übungen fehle, entschieden widersprechen. Wir haben eine sehr lebhafteste Teilnahme dafür zu beobachten gehabt. Es sind auch nicht Studenten schlechthin, die das Seminar besuchen, sondern ältere Studenten, die

mit ihren fachwissenschaftlichen Seminaren ganz oder beinahe abgeschlossen haben und auf die Staatsprüfung und die Praxis zusteuern.

Für diese bilden die pädagogischen Übungen in wohlthätiger Weise eine Brücke zwischen Fachstudium und Lehrpraxis. Es ist nur ein Schaden, wenn man das beides geflissentlich durch eine Scheidewand trennt. Keine andere Fakultät kennt dieses Verfahren. Die Studierenden der Schulwissenschaften haben daneben die beste Gelegenheit, Psychologie und Ethik und die Anwendung dieser philosophischen Disciplinen auf die Pädagogik bei berufenen Lehrmeistern kennen zu lernen; auch Fries verweist diese Studien auf die Universität und durchbricht damit unwillkürlich jene künstliche Scheidewand.

Übrig bleibt noch das Bedenken, daß die Studenten zu wenig Zeit auf die pädagogischen Übungen verwenden können. Wir sparen uns in Leipzig die schriftlichen Arbeiten. Diese Arbeiten in der praktischen Pädagogik erscheinen mir überhaupt sehr fragwürdig, da sie in keiner unmittelbaren Beziehung zu der praktischen Übung stehen und zur Vertiefung in Einzelfragen, zum Spezialismus führen, den man doch auf unserem Gebiete mit Recht verwirft. Wir können mit gutem Gewissen behaupten, daß wir durch unsere Pädagogik niemand veranlassen, auch nur eine Woche länger *actu studens* zu bleiben. Das wäre auch eine Sünde, da ja die akademische Zeit für den Studierenden der Schulwissenschaften schon eine erschreckende und unnatürliche Ausdehnung angenommen hat. So können wir allerdings unserem Seminaristen nicht so viel Schulung bieten wie das Gymnasialseminar. Am geringsten dürfte dabei das Deficit an didaktischer Belehrung sein; am meisten bleiben wir natürlich zurück in der eigentlichen Lehrübung, die bei uns für den einzelnen nur in Probelectionen, nicht in einer längeren Reihe zusammenhängender Unterrichtsstunden bestehen kann. Wir wollen aber in unserem Seminar auch nur Einführung in die pädagogische Praxis, nicht Ausbildung dafür bieten; wir wollen, wie es in den Satzungen des Seminars heißt, die Mitglieder zur Anwendung ihrer wissenschaftlichen Bildung auf die Lehrthätigkeit anleiten. Den zweiten Abschnitt der pädagogischen Vorbereitung soll das Probejahr bilden, allerdings ein gereinigtes und besser geregeltes Probejahr, als es das des alten Herkommens und Schlandrians war oder noch ist. Wenn man in Preußen daran verzweifelt hat, das Probejahr in garantierter Weise für die pädagogische Ausbildung fruchtbar zu machen, so brauchen wir in Sachsen deswegen noch nicht daran zu verzweifeln; denn wir haben eben den Vorkursus auf der Universität, außerdem die in diesem Falle vorteilhafte Kleinheit unseres Staates mit seiner sehr gleichmäßigen Bevölkerung und mit der Übersichtlichkeit und Kontrollierbarkeit der Verhältnisse bei einheitlicher Schulverwaltung. Nach gewissen Anzeichen zu schließen, ist man auch in unserer Schulbehörde nicht abgeneigt, eine Reform des Probejahrs vorzunehmen.

Dem Vortrag Richters folgte der lebhafteste Ausdruck des Beifalls, eine Wirkung nicht bloß der dargelegten Gedanken, sondern zugleich der anmutenden Form und des witzigen Humors, mit dem der Redner die dazu geeigneten Seiten der Sache behandelte. Wir möchten daher unseren Lesern dringend raten, sich nicht mit der vorstehenden Skizze zu begnügen, sondern sich den Genuß des Ganzen in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik zu verschaffen, wo der Vor-

trag — hoffentlich ohne jede Kürzung — gedruckt werden wird. Mit den vorgetragenen Ansichten und der von Richter geübten Praxis erklärte sich auch Geheimerat Vogel völlig einverstanden.

Nicht minder befriedigend aber als die Verhandlungen verlief auch der noch folgende gefellige Teil der Versammlung, und wir schieden mit zwei hocherfreulichen Eindrücken, mit dem, daß die sächsischen Gymnasien Dank ihrer Organisation, Dank der Einsicht und Festigkeit der leitenden Behörden, Dank dem ungebrochenen Mut und dem begeistertsten Eifer ihrer Lehrer ein fester Hort der humanistischen Schulstudien in Deutschland sind, — sowie mit dem Eindruck, daß in Standesfragen auch hier ein einmütiges Zusammenstehen aller Beteiligten herrscht, daß insbesondere die Direktoren, wo es sich um Förderung der anderen Lehrer in dieser Richtung handelt, in vorderster Linie stehen. In launiger Weise sprach den Dank hierfür ein anapästischer Trinkspruch des Prof. Klee von Bauzen aus, den er uns nach wiederholtem Ersuchen freundlichst zum Abdruck überließ.

„Run schwinge dich auf, anapästischer Klang, und erfülle die Ohren mit Wohlklang;  
Denn in Prosa nicht drückt sich würdig aus, was zu sagen mir heilige Pflicht ist. —  
Wie der Ahnherr einst im hercynischen Wald (des Tacitus Worte bezeugen's)  
Nicht stark sich fühlte zu wichtiger That, wenn der Håuptlinge Rat er entbehrte,  
So würde gesteht es! — auch unser Verein sich dånken ein hirtelos Vålllein,  
Wenn nicht als die Våter und Fürsten im Thing uns berieten die wackren Direktoren.  
Uns sind sie erschienen in stattlicher Zahl, die verständigen Fåhrer der Sippen,  
Um zu warten des Wohls und zu raunen im Rat mit ersfinderisch sorgendem Sinne.  
Und nicht leicht doch ward es den löblichen Herrn, von dem heimischen Herde zu scheiden.  
Denn es drückt ja die Schultern die Bürde des Amtes dem gewaltigen Lenker des Gaus.  
Und nimmer empfindet er schwerer die Last, als wenn Ostara hält ihren Einzug.  
Wenn leicht sich bereiten die Mannen zur Fahrt, die Genossen der Bank und des Kampfes,  
Die reißigen Recken, die treulich das Jahr aushielten beim ruhmvollen Alten,  
Wenn der Krenzhauch lockt, die gepeinigete Brust in den laulichen Lüften zu baden,  
Dann erwartet den Wirt, den Schwart der Schul' den geplagtesten Helden von allen,  
Noch so mancher Verdruß und ehliche Måh' und verdirbt ihm die Tage der Freiheit.  
Beim Donar, wir könnten nicht grollen darob, wenn sie pfeigten der kårglichen Ruhe,  
Daheim an der Seite der lieblichen Frau, sich zu neuen Thathandlungen stärkten.  
Doch siehe, sie kamen und ließen sich nicht die besondere Måhe verdrießen.  
Und sie tagten zusammen hochherzigen Sinn's, wie den nothasten Mannen zu helfen. —  
Ihr Degen, ihr rüstigen Knaben, sagt an, wie lohnen wir würdig den Alten? —  
Nicht bringen wir dar, wie in Urbåterzeit, den Ertrag unsrer Herden und Felder;  
Sie begehren es nicht, und wir könnten's auch nicht, denn wir freuen uns nicht des Besitzes.  
Doch wir haben, was Wert erst der Gabe verlieh, die verehrende Liebe der Mannen,  
Das herzinnige Band, das fester als Erz, die alte germanische Treue!  
Was ein hiederer Herzog bedeutet dem Heer, was ein treuer Hirt für die Herde,  
Wir Bauzener wissen's, ihr alle wohl wißt's, und von Dank überströmen die Herzen. —  
So erhebet euch denn, ihr Genossen des Things, und schmettert die Speere zusammen  
Und erschütteret die Luft mit der Becher Gekirr, stimmt an den urkråftigen Heilruf:  
Heil unsern Direktoren!“

G. Uhlig.

## Der Stellenetat im Königreich Sachsen.

### I.

Die Untersuchung, deren wesentliche Resultate in den folgenden Zeilen niedergelegt sind, verdankt ihren Ursprung dem in weiten Kreisen des sächsischen höheren Lehrerstandes verbreiteten Wunsche, über die Gehaltsregulierungen von 1886 und 1892 ein klares Bild zu gewinnen und dadurch zugleich einen Anhalt dafür zu bekommen, welche Aussichten eine mit Beibehaltung des Stellenetats ins Werk gesetzte Gehaltsregulierung dem Stande bieten kann.

Während auf der einen Seite die ständigen Lehrer an den staatlichen Gymnasien und Realgymnasien — nur von diesen ist hier die Rede — vornehmlich in den mittleren und unteren Stellen sich zu immer lauterem Klagen darüber gedrängt fühlten, daß durch die erwähnten Gehaltsregulierungen die Lage des Standes nicht günstiger geworden sei, mußte auf der andern Seite von den Lehrern, die sich schon in den oberen Gehaltsklassen befanden, die damals erfolgte Erweiterung des Rahmens, in dem sich die Gehalte bewegten, als eine Verbesserung der Aufwärtsausichten anerkannt werden. Der Höchstgehalt, der bis zum Jahre 1886 nur 4800 M. betrug, wurde am 1. 1. 86 auf 5400 und am 1. 1. 92 auf 6000 M. erhöht und damit den in diese Stellen Einrückenden eine wirkliche Verbesserung ihrer Lage gewährt. Ob aber diese Erweiterung der Gehaltsstaffel nach oben auf die Mehrheit der Standesgenossen die erhoffte Wirkung ausgeübt habe, ist je länger, desto mehr bezweifelt worden.

Da die Frage, ob sich die pekuniäre Lage des Standes wirklich trotz der beiden Regulierungen nicht verbessert, ja ob sie sich vielleicht sogar verschlechtert habe, in Sachsen in Folge von Petitionen und Denkschriften, die an die gesetzgebenden Körperschaften aus den Kreisen der Gymnasiallehrer gelangt sind, ein öffentliches Interesse erlangt hat, so wird eine sich lediglich an die Thatsachen haltende Untersuchung der aufgeworfenen Frage auf die Beachtung aller Beteiligten rechnen dürfen.

Auch entbehren die Resultate nicht des allgemeineren Interesses. Obgleich der Streit zwischen Stellenetat und Dienstalteretat längst zu Gunsten des Dienstaltersetats entschieden ist, und sich das Gebiet, in dem letzterer Geltung besitzt, dauernd erweitert, so ist es doch von Wert, an einem konkreten Beispiel zahlenmäßig nachzuweisen, wie die wohlwollendsten Absichten der Gesetzgeber durch die Unfähigkeit des Stellenetats, sich den mit dem Alter steigenden Bedürfnissen der unter ihm stehenden Personen anzuschmiegen, zunichte geworden sind.

Ganz abgesehen von diesem unverbesserlichen Mangel haftet dem Stellenetat noch eine Eigenschaft an, die allein schon die auf seine Beseitigung gerichteten Bestrebungen rechtfertigt: das ist die mit ihm untrennbar verbundene unmoralische Erwartung auf den Abgang von Vordermännern. Nochte auch die hierin liegende Gefahr am bittersten zu der Zeit empfunden werden, in der das Aufwärts nur innerhalb des betr. Kollegiums erfolgte, so ist sie doch nicht minder noch jetzt dort vorhanden, wo, wie an den staatlichen Schulen Sachsens, alle ständigen Lehrer in einer Statgemeinschaft zu einem einzigen größeren Kollegium zusammengefaßt sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese häßliche Seite des Systems die Gesetzgeber in den meisten deutschen Staaten dazu geführt hat, vom Stellenetat zum Dienstalteretat überzugehen.

Daß diese nämliche Erkenntnis sich auch in Sachsen Bahn gebrochen hat, beweist das Ergebnis einer vor kurzem unter den Mitgliedern des sächsischen Gymnasiallehrervereins veranstalteten Abstimmung darüber, ob sie für eine zu erwartende Neuregelung ihrer Gehalte Beibehaltung des Stellenetats oder reinen Dienstaltersetats wünschten: mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Einmütigkeit wurde der Dienstalteretat als das anzustrebende Ziel bezeichnet.

Selbst das System des sogen. gemischten Stats, einer Verquickung von Stellenetat und Altersetat, zeigt sich durch den überwiegenden Einfluß des Stellenetats erblich belastet und wird bald von den wenigen Stellen, an denen es als Aushilfsmittel eingeführt worden ist, wieder aufgegeben werden. Dieses komplizierte „gemischte System“ ist übrigens, wie am Schluß des 2. Abschnitts nachgewiesen werden soll, wegen der besonderen Altersverhältnisse der Lehrer an den staatlichen Schulen unmöglich.

## II.

Um außer-sächsischen Lesern die Beurteilung der beigegebenen Tabelle zu erleichtern, möge über die Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den staatlichen Gymnasien und Realgymnasien folgendes bemerkt werden.

In Sachsen besteht der reine Stellenetat; das Aufwärts im Gehalt, das in der Regel nach dem Dienstalter erfolgt, hängt also ab von dem Freiwerden von „höheren“ Stellen. Die Gehalte der ständigen Lehrer steigen (in Abständen von 200 bis 400 M.) von 2400 bis 6000 M. Wohnungsgeld wird nicht gewährt, nur die an den beiden Landesschulen angestellten Lehrer

erhalten außer dem Gehalte noch Dienstwohnung oder Wohnungäquivalent, haben dafür aber auch die besonderen Gegenleistungen der Alumnatinspektion. Dem Eintritt in eine der 264 ständigen Stellen geht ein Probejahr sowie eine längere oder kürzere nichtständige Dienstzeit voraus. Die Dauer der letzteren ist im Laufe der Zeit erheblich gestiegen; sie betrug in dem Zeitraum:

1854—60;	1861—65;	1866—70;	1871—75;	1876—80;	1881—85;	1886—90;	1891—95;
9,5	6,3	10,4	10,8	12,2	19,9	46,4	50,9 Mon.

im Mittel aus 275 benutzbaren Angaben für die Zeit von 1854—1895: 22 Monate.

Bis zum Jahre 1886 erfolgte das Aufrücken im Gehalte innerhalb der einzelnen Kollegien, von da ab durch das ganze Land.

Das der Berechnung zu Grunde gelegte Material dürfte, sofern es nicht überhaupt fehlerfrei ist, nur ganz unerhebliche Ungenauigkeiten aufweisen. Grobe Irrtümer sind durch das angewandte Kontrollverfahren ausgeschlossen. Da es sich zudem nur um Durchschnittszahlen handelt, so wird selbst eine nicht ganz genaue Einzelangabe ohne Einfluß auf das Resultat bleiben. Die bis zum Jahre 1892 einzelnen Lehrern neben ihrem Gehalte gewährten nicht pensionsberechtigten, sogenannten persönlichen Zulagen sind zu dem Stelleneinkommen hinzugerechnet worden; daraus erklären sich die vielen Gehaltsstufen bis zum Jahre 1892. Die Erhebungen beziehen sich

- a) auf den 1. September 1884\*),
- b) auf den 1. Januar 1886\*),
- c) auf den 1. Oktober 1891 unmittelbar vor der mit dem 1. 1. 92 eingetretenen Gehaltsregulierung,
- d) auf den 1. Januar 1892,
- e) auf den 1. Januar 1896.

Wie die Zahlen der Tabelle ausweisen, sank durch die Regulierung vom 1. 1. 86 das Durchschnittsalter in beinahe allen Gehaltsklassen bis mit 4800 nur unerheblich unter das Niveau von 1884 herab; es betrug am 1. 9. 84: 36,2, am 1. 1. 86: 35,6 J., das Durchschnittsalter aller Lehrer an letzterem Termine dagegen 37,3. Die Zwischenzeit zwischen beiden Aufnahmen betrug 1,3 Jahr, die Zunahme des Durchschnittsalters beinahe ebensoviel: 1,1 Jahr.

Die Verbesserung durch diese Regulierung bestand also im wesentlichen darin, daß 18 Personen in die neuerrichteten Gehaltsklassen von 5100 und 5400 einrücken konnten. Durch das Nachrücken der übrigen Personen wurde der frühere Altersdurchschnitt in den Klassen bis mit 4800 von 36,2 auf 35,6 Jahre, also um 0,6 Jahre verringert. Bis zum Jahre 1891 verschlechterte sich der Zustand ganz beträchtlich, und er sank — charakteristisch für das System — noch unter den vom Jahre 1884 herab, wie die Altersdurchschnitte in den einzelnen Gehaltsklassen bis mit 4500 M. beweisen. Die Lage der Klassen, die 86 % aller Lehrer umfaßten, war ungünstiger als im Jahre 1884. Durch die Gehaltsregulierung v. J. 1892 wurden wiederum 2 neue Gehaltsklassen von 5600 und 6000 M. geschaffen. Durch das Aufrücken in diese trat eine Verjüngung aller Altersklassen gegen den Zustand vom 1. 10. 91 ein; aber die Durchschnittsalter in den Klassen bis mit 4500 zeigen gegen den Zustand vom 1. 9. 84 nur unerhebliche Unterschiede; das Durchschnittsalter aller in den Klassen bis mit 4500 M. befindlichen ständigen Lehrer betrug am 1. 1. 92: 38,2; während es am 1. 9. 84 nur 35,0 Jahre betragen hatte. Da gegenwärtig der Anfangsgehalt des ständigen Lehrers 2400 M. beträgt, so ist es von Interesse, die Durchschnittsalter der in den Klassen 2400 bis mit 4500 M. Befindlichen zu vergleichen; es ergibt sich für 1. 9. 84: 37,1 J., für 1. 1. 92: 38,4 Jahre, war also trotz der soeben erfolgten Gehaltsregulierung noch um 1,3 Jahre höher als im Jahre 1884.

Das Urteil über den am 1. 9. 84 vorhanden gewesenem und den am 1. 1. 92 geschaffenen Zustand muß daher lauten:

Die Lage der in den Klassen 4500 bis 6000 M. Befindlichen = 35 % der Gesamtheit hatte sich gegen den 1. 9. 84 verbessert; die Lage der übrigen 65 % war immer noch unglück-

\*) Diese beiden Aufnahmen beziehen sich nur auf die Gymnasien königl. Kollatur, die folgenden auch auf die drei königl. Realgymnasien.



niger, als sie 1884 gewesen war. Es betrug nämlich das Durchschnittsalter der in den Klassen 2400 bis mit 4200 Befindlichen am 1. 9. 84: 36,0 J., am 1. 1. 92: 37,5 J., mithin 1,5 J. mehr; das Durchschnittsalter der ständigen Lehrer in allen Klassen bis mit 4200 betrug am 1. 9. 84: 34,1 Jahre, am 1. 1. 92 dagegen 37,2 Jahre, war also um 3,1 Jahre höher als 1884.

Seitdem hat sich das Durchschnittsalter in den einzelnen Gehaltsklassen nicht unbedeutend erhöht, oder, wie man auch sagen kann: es hat sich die pekuniäre Lage der einzelnen Altersklassen, und zwar trotz eines im Jahre 1895 erfolgten außergewöhnlichen und nicht wieder zu erwartenden Aufrückens infolge stärkeren Abgangs, ganz wesentlich verschlechtert; ja sie ist für eine große Anzahl von Gehaltsklassen, die insgesamt 187 d. i. 71% aller ständigen Lehrer in sich enthalten, noch hinter die Verhältnisse vom Jahre 1884 zurückgegangen.

Das Gesamturteil über die mit Zugrundelegung des Stellenetats seit dem Jahre 1886 eingetretenen zwei Gehaltsregulierungen kann demnach so formuliert werden:

Nur ungefähr drei Zehntel aller ständigen Lehrer haben durch die Gehaltsreformen infolge Einrückens in die neuerrichteten oberen Gehaltsklassen eine Verbesserung ihrer pekuniären Lage erfahren; die übrigen sieben Zehntel befinden sich in Verhältnissen, die noch hinter denen zurückstehen, die im Jahre 1884 vorhanden waren und schon damals als unhaltbar angesehen wurden.<sup>1)</sup>

Daß die höheren Gehaltsklassen für die große Mehrzahl der jetzt im Amte befindlichen Lehrer unerreichbar sind, geht bereits aus dem Inhalte der Denkschrift vom Jahre 1895 hervor; die oberste Gehaltsklasse ist seit 1893 überhaupt nur von 13 Personen erreicht worden, also nur von 5% der Gesamtheit aller ständigen Lehrer.

Eine Neuordnung der Gehaltsverhältnisse ist erst für die Statperiode 1898/99 zu erwarten. Bis zum Eintritt dieser Gehaltsregulierung muß die Lage desjenigen Teils der Lehrerschaft, der bereits jetzt hinter dem Zustand vom 1. 9. 84 zurücksteht, immer ungünstiger werden.

Bei allen diesen Resultaten ist der Umstand nicht berücksichtigt worden, daß der Wert des Geldes in dem betrachteten Zeitraume gesunken ist.

Es ist noch die am Schluß des 1. Abschnitts dieses Aufsatzes enthaltene Behauptung zu erledigen, daß auch durch zeitweilige Einrichtung einer Art von „Notstaffel“ unter Beibehaltung des Stellenetats nicht Abhilfe geschaffen werden könne. Dies erklärt sich aus folgendem: Es befinden sich z. Bt. eine so große Anzahl nahezu gleichaltriger Personen im Amte (die Hälfte aller Lehrer zwischen 40 und 50 Lebensjahren), daß eine Maßregel, durch die der hemmende Einfluß dieser besonderen Verhältnisse beseitigt werden sollte, mindestens 15 Jahre fortbestehen müßte, also völlig den Charakter einer Übergangsbestimmung verlöre. Wenn nicht schon diese Schwierigkeit ausreichen sollte, das alte System fallen zu lassen, so müßten doch andre Erwägungen, auf die hier näher einzugehen nicht der Ort ist, auf den einzig möglichen Ausweg aus der vorhandenen, von Jahr zu Jahr schwieriger werdenden Lage hinweisen: auf den völligen Bruch mit dem Stellenetat und den Übergang zu dem reinen Dienstaltersetat.

Chemnitz, den 18. April 1896.

Ernst Särchinger.

<sup>1)</sup> Denkschrift der Gymnasiallehrer vom J. 1885, durch die eine i. J. 1883 der Regierung und dem Landtage überreichte Petition erläutert wurde.



### **Die dritte Studienreise badischer Philologen nach klassischen Stätten.**

Zum dritten Male schon hat die badische Regierung in hochherziger Fürsorge für die Entwicklung der Gymnasien eine größere Anzahl von Philologen nach den Ländern der klassischen Kunst und den Stätten der alten Geschichte gesendet, damit sie in frischer Anschauung der erhaltenen Denkmäler, in der Wanderung durch den Schauplatz der großen historischen Ereignisse, in der lebendigen Bekanntschaft mit der Natur und dem Volkstum des Südens mit größerer Sicherheit dazu gelangen könnten, die Gestalten der alten Welt und die Bilder ihrer Kultur sich zu vergegenwärtigen, und damit so dem Unterricht eine möglichst große Fülle lebendiger Vorstellungen zuströme und immer mehr der Hinweis auf die alten Kunstdenkmäler zu ihrem Rechte komme, die für die äußere Erscheinung der Antike wie für das Verständnis ihrer Gedanken und Formen so wichtig sind. Mit besonderem Danke muß hervorgehoben werden, daß **Ihre Mgl. Hoheiten der Großherzog und die Großherzogin** in jeder Weise das Unternehmen gefördert und mit herzerfreuender Teilnahme die Reisenden auf ihrem Zuge begleitet haben. Vor 7 Jahren hatte die Reise die Aufgabe, nach Oberitalien, nach Rom, endlich nach Neapel und Pompeji mit ihren Kunstschätzen zu führen, vor 4 Jahren war Griechenland, Kleinasien, zum Schluß Konstantinopel das Ziel; diesmal war die Absicht, gewissermaßen zur Ergänzung der ersten Reise besonders Unteritalien, Sizilien, und da Sizilien wohl mehr als irgend ein Land die Berührung des Occidents mit den Völkern des Orients veranschaulicht, auch Tunis aufzusuchen und mit der Betrachtung der Trümmer Karthagos den Giro zu enden. Die Führung hatte diesmal, wie das erste Mal, der Professor der Archäologie an der Universität Heidelberg, Herr von Duhn, übernommen, der durch langjährige Vertrautheit mit Land und Volk Italiens, durch ausgezeichnete persönliche Beziehungen zu Gelehrten und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten des Staates, durch seine vielseitigen Studien besonders in der Lage war, die Reise zu einer ebenso genußreichen wie interessanten zu gestalten, und durch die sorgfältigste Vorbereitung derselben den glücklichen Verlauf schon von vornherein in der vortrefflichsten Weise gesichert hatte, so daß alle Teilnehmer ihrem capo zu lebhaftem Danke sich verpflichtet fühlen. 17 Professoren und Praktikanten waren von badischen Gymnasien zur Teilnahme an der Reise bestimmt worden, darunter auch manche ältere Männer; drei bestritten die Reise aus eigenen Mitteln. Von auswärts hatten sich angeschlossen Herr Direktor Dr. Melker von Dresden, der Geschichtsschreiber der Karthager, und Herr Dehler von Großlichterfelde, der besonders topographischen Aufnahmen nachgehen wollte. Auch ein Photograph war dem Rufe des Herrn von Duhn gefolgt, der bekannte Kunstverleger Herr Röhring aus Lübeck; die von ihm gemachten Aufnahmen

sollen, in einem Bande vereinigt und von einem erklärenden Texte begleitet, die Erinnerung an die Reise festhalten und werden vermutlich in weiterem Kreise Anklang finden, da manche herrliche Bilder in Gegenden gesammelt wurden, die selbst den jetzt überall auftauchenden Amateurphotographen entgangen sind. Dem archäologischen Stabe des Führers waren noch Herr Professor Schumacher von Karlsruhe, der seine Thätigkeit jetzt vorzugsweise der Limesforschung zugetwendet hat, und der Assistent des hiesigen archäologischen Instituts, Herr Dr. Zahn, zugeeilt. In Sizilien traf Herr Oberbaudirektor Dr. Durm von Karlsruhe ein, der sich der Mühe unterziehen wollte, Philologen über die reiche Baugeschichte der Insel zu unterrichten, und sehr anziehend in die Sorgen und Fragen, wie sie in der antiken Bauhütte Köpfe und Hände beschäftigt haben, einführte, indem er die technischen Schwierigkeiten, die von den Baumeistern zu überwinden waren, die konstruktiven Aufgaben, wie sie nach und nach von ihnen übernommen sind, und die Lösung derselben erörterte. Die lebendige Art, mit der hier ein schöpferischer Architekt den Spuren seiner Vorgänger nachging und ihre Gedanken und Absichten enthüllte, wird jedem Zuhörer unvergeßlich sein. In Palermo endlich vermehrte die Gesellschaft durch seine Beteiligung Herr General von Sarwey, dem besonders am Herzen lag, die römischen Befestigungen an der Südgrenze der römischen Provinz Afrika zu studieren. Beim Eintritt in Italien wurde die Gesellschaft noch als *comitiva di studenti da Heidelberg* betrachtet mit Rücksicht auf die Fahrpreisermäßigung, aber am Besuch posaunte es jeder Pferdetreiber aus: *professori tutti, tutti professori*; als *caravana di professori*, als *trentina di scienziati tedeschi* wurde die Reisegenossenschaft auch telegraphisch empfohlen. Und auch ohne offizielle Veranstaltungen fehlte es nicht an wohlthunenden Beweisen der warmen Sympathie, die man in Italien dem Deutschen entgegenbringt, der gastfreundlichen Gesinnung, mit der man die wissenschaftliche Betrachtung der großen Vergangenheit des Landes ehrt.

Schneegeföhber und fröhliche Faschingslaune trieben in der alten Stadt Basel ihr Wesen, die großen historischen Trommeln und die hellen Pfeifen der Schweizer Landsknechte lärmten in den engen Straßen, als die Gesellschaft sich versammelte, um über die Alpen zu fahren; im grauen Nebelschein lagen die Türme am deutschen Rhein, als der Eisenbahnzug bergaufwärts lenkte. Aber jenseits des Gotthard brach Sonnenschein hervor, im silbernen Glanze erschienen die Berggipfel, als es abwärts zum Lago maggiore ging, als frohes Omen wurde das Blau des Himmels begrüßt.

Einige Stunden des folgenden Vormittags nur blieben frei für den Besuch Genuas. Von der Kuppel der Kirche S. Maria in Carignano that sich eine Rundsicht über die Berge, welche die alte Meereskönigin umschließen, auf, wie man sie selten genießen wird. In überraschender Klarheit und Schärfe hoben sich die Formen der Berge, die kein nebliger Dunst verschleierte, vom tiefblauen Himmel. Während Schnee noch leicht auf den höchsten Gipfeln lag, war unten schon der Frühling erwacht, und das Meer leuchtete wahrhaft herauf, in üppigem Grün

prangte der Abhang des giardino pubblico, eine Dattelpalme lockte weiter in das sonnige Südland. Nur wenige der Bauwerke ließen sich besichtigen, ein flüchtiger Blick war in die immer wieder entzückenden Räume der Paläste gegönnt; dann führte die Bahn entlang an der Riviera, an der man hätte vergessen mögen, daß man auf einer Studienreise sich befand. Von dem Strand von Sestri und dem Vorgebirge, über das säuselnde Pinien ihre schattenden Schirme hielten, genoß man einen Blick über diese Meer- und Berglandschaft. Da bot sich Anlaß, über das Volk der Ligurer, das hier sich zähe behauptet, und über ihre älteste Kultur und die frühesten Beziehungen zu den hellenischen Gegenden Belehrung zu geben.

Der Aufenthalt in Pisa erhielt einen besonderen Reiz dadurch, daß Professor Ghirardini lebenswürdig die Führung durch die Denkmäler der Stadt übernahm. So schön klangen die italienischen Laute aus seinem Munde, so feinsinnig war die Erläuterung der Kunstwerke, so geistvoll die Parallelen, so begeistert der patriotische Stolz des Gelehrten, daß man dem lebendigen, formvollendeten Vortrage noch lange hätte folgen mögen. Die echtgriechischen Skulpturen, welche Pisaner Kaufleute hierher verschleppt haben mögen, und einzelne römische Sarkophage wurden besprochen. Diese leiteten über zu dem Pisaner Meister, welcher schon im 13. Jahrhundert die antiken Muster kopierte, ein Vorläufer der Renaissance. Interessant war es, daß man noch heute vielfach im Campo Santo die Vorbilder hat, welche als Muster dienten und manchmal seltsam umgestaltet wurden, wie der Gros, der hinter einer Faunenmaske sich versteckt, um seine kleinen Genossen zu erschrecken, zu einer Teufelsgestalt wird. (Ähnliches ließ sich später in Palermo beobachten.) Die Betrachtung etruskischer Monumente und der berühmten Gemälde des Kreuzgangs führten zu dem Gedanken, wie der gleiche Zug nationaler Phantasie in den Dämonen der Etrusker, in den Teufeln der mittelalterlichen Kunst zu Pisa und in den Gestalten Michel Angelos wirksam war. Und gar ungern scheidet man von der weisheitsvollen Stätte, wo Pisas große Bauten stehen, die Erinnerungen seines perikleischen Zeitalters.

Nach der Fahrt durch die Küstenlandschaft Toskanas wurde in der Dunkelheit Rom erreicht. Eine Woche war dem Besuche der Stadt gewidmet, um den Teilnehmern, die noch nie da waren, wenigstens einen raschen Überblick zu geben. Aber auch wer etwa schon Wochen und Monate hier sein durfte, wird ja stets mit Sehnsucht zurück verlangen und den Wunsch behalten, so manches Bild, das in der Erinnerung doch nicht festhaften will, wieder sich einzuprägen. Es wäre zwecklos, die Fülle von Museen, Kirchen, Denkmälern, die besucht wurden, die Menge der topographischen Wanderungen aufzuzählen; und noch weniger wäre es passend, zu einzelnen Werken die lyrischen Interjektionen des Berichtstatters zu fügen. Wie viel der Boden Roms noch immer an Kunstschätzen liefert, zeigte am raschesten ein Gang durch das neue Thermenmuseum. Von den so wunderbar erhaltenen Bronzen, z. B. dem erschreckend naturalistischen Faustkämpfer, von dem Apollo, der als Kopie eines Jugendwerks des Phidias anzusehen ist, bis zu den interessanten Mosaiken, die ägyptische Motive wiederholen, von den vornehmen Malereien aus den Gärten der Villa Farnesina, wo noch der Name des griechischen Künstlers Seleukos zu lesen ist, den mit so

sicherer leichter Hand hingeworfenen Stuckreliefs, den seltsamen Schmuckgegenständen aus longobardischen Gräbern in der Gegend von Ascoti bis zu der Inschrift über die Säcularfeier des Augustus, wo man mit Freuden die urkundliche Erwähnung des Dendichters liest: carmen composuit Q. Horatius Flaccus, war so viel, überwältigend viel zu sehen, daß man bei genauerem Eingehen schwer ein Ende finden würde. Aber erwähnt mag werden, daß uns H. Gatti selbst durch die neuausgegrabenen Räume des Palatins führte, die seine unermüdlige Arbeit geöffnet hat. So dankbar man für die Aufklärungen ist, welche die Bloßlegung der kühnen Bogenstruktionen aus der Zeit des Septimius Severus und der Gewölbe aus der Zeit des Augustus giebt, mit einer gewissen Wehmut sieht man doch die herrlichen Gärten des Hügels, von denen man den mächtig ergreifenden Blick auf die weltbeherrschende Roma genießt, zum Opfer für den Forschungseifer der Archäologie bestimmt. Außerordentlich anregend waren auch die Führungen durch die Vasensammlungen, die für die moderne Forschung eine so überaus hervorragende Bedeutung gewonnen haben, durch die etruskischen Bronzen und Malereien, durch die Nekropolenfunde der Villa Papa Giulio: hat es doch etwas ungemein Reizvolles, dem Werden dieses frühesten Hellenismus nachzugehen, wie die überlieferten Formen unter dem einheimischen Geiste der Etrusker sich umgestalten, und in diesen einzigen nationalen Überlieferungen die Geschichte des interessanten Volkes hervorscheint. Freilich sind in Rom so viele Werke echterer Kunst, daß man manchmal wünscht, man möchte bei einem kurzen Aufenthalte nur dafür Augen gehabt haben.

In einer Sitzung des Instituts, welcher wir beizuhören durften, war es für die meisten wohl das größte Ereignis, daß auch der greise Mommsen zugegen war und über Trajan sich äußerte gelegentlich des tropæum von Adamklissi; erfreuend war es auch, daß zugleich eine österreichische Reisegesellschaft von Fachgenossen bei der Sitzung zugegen war: das ideale Band wissenschaftlicher Studien hält die Deutschen der verschiedenen Reiche eng zusammen. Dankbar möchte ich endlich einen Abend bei Wolfgang Helbig erwähnen: noch einmal lag Rom zu unsern Füßen, und in zauberhafte Farben getaucht erschienen die Formen der Bergzüge, welche über das Tiberthal sich erheben und die Campagna di Roma einrahmen.

Glückliche Wochen waren es, die wir unter dem schönsten Himmel am Golf von Neapel zubrachten. Nach der römischen Museumswoche, die ebenso anstrengend wie belehrend und anregend gewesen, war es eine doppelte Freude, gleich in aller Frühe des ersten Tages, an dem uns in Neapel die Gloden der wandernden braunen Ziegen, das laute Geschrei der Esel und die Sirenen des nahen Dampfschiffhafens aus dem Schlafe weckten, in die paradiesische Natur hinauszufahren. Es war ein Sonntag. Rötliche Pfirsichblüten umkränzten die Höhen, aus den Gärten lockten unter dem dunkeln Laube die Orangen und Citronen, in üppiger Kraft hatten sich schon allenthalben Frühlingsblumen entfaltet, aber verschleiert lagen zum Teil die Berge und Inseln, kaum daß die Sphinx des Meeres, Capri, sich er-

spähen ließ, und doch war der Blick auf die in Terrassen sich erhebende Stadt und auf das weite Meer so freudig.

Die Akropolis von Rhye war das erste Ziel, das wir nach kurzer Fahrt bis zur Station Arcofelice wandernd erreichten. Die Fülle historischer Erinnerungen ergreift natürlich auf einem solchen Wege, wo die alten Ortsnamen an die vielen Sagen, mit denen Griechen wie Italiker diese seltsame Landschaft umspinnen haben, an das Bauen und Genießen römischer Zeiten gemahnen, wo an manchen Stellen der Boden noch durchsieht erscheint mit dem Schutt und den Scherben alter Kultur. Dazu die Betrachtung der Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit, welche diese Halbinsel geschaffen hat, wie sie so deutlich aus den Naturbildungen dieser Gegend redet, und der entzückenden gartengleichen Bebauung des Landes. Die Bedeutung von Rhye, „der Wiege italischer Kultur“, wurde in einem Vortrage beleuchtet. Die Lage der Burg auf der Höhe am Meere, der Platz, wo die Schiffe anlegen mochten, die Richtung der Straßen, die über die See hin zu den Kolonien Großgriechenlands führten, und der Wege, die der humanische Handelsmann in das italische Hinterland zog, wo ihm die Konkurrenz des Struskers und des Karthagers begegnete, ließen sich unmittelbar in der Landschaft erkennen; die Funde der Nekropolen, deren Stätten gezeigt wurden, dienten dazu, die Geschichte Campaniens, des vordringenden griechischen Einflusses, der wachsenden nationalen Reaktion der Osker darzulegen. Unterstützt wurden später diese Darlegungen durch die Betrachtung der Sammlungen in Neapel. Jedenfalls ist eine solche Demonstration viel eindrucksvoller, giebt eher eine Art Erlebnis der historischen Vorgänge, als die beste Abhandlung. Ähnlich wie in Rhye wurde dann an andern Orten die geschichtliche Stellung der Griechenstädte erörtert, und wurden im Anschluß daran die vorhandenen Baudenkmäler studiert und möglichst in den Zusammenhang der größeren Perioden eingereiht. Ein herrlicher Rundblick eröffnete sich am Abend noch vom Cap Misen auf die Inselstur und auf die Berglandschaft; die düsteren Schatten der Kaisergeschichte werden hier kaum jemand gestört haben, wo die Feiertagslaune jung Italiens die nordischen Reisenden umschwärmte.

Der Aufenthalt in Neapel war größtenteils dem Studium des Museums gewidmet. Auch wer zum ersten Male diese Räume betritt, fühlt sich hier, wo nicht die römische Fülle verwirrend vorwärtsdrängt, rasch behaglich. Mag man die alten liebgewordenen Gestalten betrachten, mag an neuen Funden die Polychromie der Architektur erörtert oder eine neue Erklärung gesucht werden, mag man den Formenreichtum der Bronzegeräte durchmustern und sich der phantasievollen Kunst der Alexandriner und der ersten Kaiserzeit freuen, mag man in Vasengeschichte sich vertiefen mit der Klage um unzureichendes Gedächtnis, mag man an den Mosaiken und an der Fülle alter und neuer Gemälde sich ergötzen oder an Inschriften herumstudieren, immer neues Interesse wird geweckt, besonders wenn es unter so kundiger und liebenswürdiger Führung geschieht. Daneben blieb Zeit genug, um das nicht immer erfreuliche, aber immer reizvolle Straßenleben Neapels zu beobachten, wo ein dem Norden so fremdes Element mit natürlicher Gewalt sich äußert, und um die wunderherrlichen Umgebungen Neapels zu besuchen.

In einzelnen Gruppen ging die Comitiva später noch einmal nach Misenum, Nyme und Bajä oder wanderte nach der Solfatara von Pozzuoli, durch die Räume des Amphitheaters, an die sich so manche schwierige technische Frage knüpft, oder in die große Schlachthaushalle, die bei ihrer religiösen Ausstattung einst als Serapeum galt. Der Posilipp und der stimmungsvolle Klostergarten Camaldolis mit seinen hohen Steineichen boten die großartigste Aussicht. Andere haben Sorrent und Amalfi aufs höchste entzückt. Wie schön war auch die Zeit am Fuße des Vesubs im gastlichen Hause des Diomedes bei Pompeji, als die Sonne, die über den Bergen von Rocera aufging, immer wieder einen gleich köstlichen Tag brachte, und die im Meer versinkende mit roter Blut Berg und Flut und Insel beleuchtete. Mit Andacht tritt man wieder, die alte Lavastraße hinauf, durch die porta marina, um am Markte in Hallen und Tempeln, draußen an der ernstesten Gräberstraße, auf den wohlgefügtten Mauern oder in den stillen Gassen der Stadt das Bild der alten Zeit sich lebendig zu machen. Die scharfsinnigen Aufstellungen über die Baugeschichte reizen zum Studium, und mit den Mau'schen Stilen muß man sich beschäftigen, mag man nach ihnen studieren oder über sie verstimmt sein. Besondere Anziehungskraft übte immerfort das neuausgegrabene Haus der Bettier mit seinen noch so frischen, zum Teil hinreißend flott hingeworfenen Malereien, den blumenpflückenden Pflüchsen, den handwerkernden, Trauben lesenden und kelternden, wettfahrenden Amoretten, mit den hübschen Gartenanlagen. Wie bedauert man daneben, daß so manches hübsche Bild noch im Laufe der letzten Decennien bis zur Unkenntlichkeit verblaßt ist, weil man zu spät sich entschloß, die Scavi gegen Sonne und Regen zu schützen.

Auch zwei gastliche Tage verdienen hier Erwähnung. Der Marchese Spinelli lud, wie schon im Jahre 1889, die Reisegeellschaft mit ihrem Führer, der sich um die Ausgrabungen in dieser Gegend so große Verdienste erworben hat, auf seine Casina in der Nähe von Cancello, die auf dem Boden des alten Suesfula sich erhebt. Auch der deutsche Consul von Neapel, und ein Mitglied des großh. bad. Hauses, Graf Rhena, mit seiner Begleitung waren erschienen. Schon die Landschaft der inneren campanischen Ebene hat großen Reiz, wie sie zwischen Vesub und den Vorhöhen des Apennin gebettet liegt; wie in alter Zeit ranken sich die Reben von Ulme zu Ulme, von Pappel zu Pappel, darunter die kräftig entwickelte Saat auf den Ackerbeeten, die blühenden Kirschbäume und Pfirsiche, die neu sich entfaltenden Blätter an den krausästigen Feigenbäumen. Die Straße zu den caudinischen Pässen thut zwischen den Bergen sich auf, im Hintergrunde erhebt sich die Spitze des Tifata. Der Weg zu der Casina führt durch Wald, der zum Teil den Charakter des Sumpfwaldes hat. Dann dehnt sich das Land wie ein Park aus, auf den Wiesenflächen große breitwipflige Bäume, man fühlt sich bei trübem Himmel manchmal an einen der norddeutschen Landschaften versetzt, und doch ist dann wieder vieles so anders. Mittelalterliche Befestigungen, Spuren antiken Gemäuers, an dem Epheu emporrankt und über das junges Buschholz seine grünen Zweige legt, geben dem Bilde jenen Zug der Romantik, der dem Deutschen so wohl thut. Hier hatte der Marchese auf der Nekropole bereits Gräber so weit ausgegraben, daß nur der lange



Sarkophagdeckel aus Luff gehoben werden mußte. Mancher interessante Fund wurde auch diesmal gemacht, verschiedene Jahrhunderte mit ihren charakteristischen Gefäßformen traten hervor, hie und da war an den erhaltenen Knochenresten noch deutlich die Legung der Toten zu erkennen. Das Museum in der Casina, das nur die Funde, die an Ort und Stelle gemacht worden sind, enthält und darum eine so lehrreiche Vorstellung wenigstens von einer Seite der ostlichen Landstadt giebt, war dann der Besichtigung geöffnet. Der griechische Vasenimport und einheimische Fabrikation, vortreffliche Arbeiten aus Bronze (Metall Spinelli) oder Gold u. a. ließen sich in Muße betrachten, manches schöne Stück, wie ein feiner attischer Lekythos, fesselte länger, auch von hier nahm man die Anregung zu eingehenderem Studium mit fort. Unter der einsamen Palme, die vor dem Landhause steht, vereinigte sich die Comitiva mit ihrem Meister und den Mitgliedern der liebenswürdig gastlichen Familie zu einer photographischen Fixierung.

Einen wahren Phaeakentag brachte dann die Einladung des Herrn Bourguignon, eines deutschen Kaufmannes aus Neapel, der seine, namentlich an schönen Vasen reiche Sammlung liberal zugänglich gemacht hatte, und von Torre Annunziata die Gesellschaft mit einem großen Dampfer abholte um sie nach Capri zu führen. Der ganze Glanz der südlichen Sonne ruhte auf der unvergleichlichen Fahrt, kaum je wieder erschienen die Formen der Landschaft so vergeistigt und verklärt von der Fülle des Lichtes.

In Pästum glaubt man sich auf den Boden des eigentlichen Griechenlands versetzt: in der einsamen Landschaft, am Strande des Meeres, in das in kühnen Linien die Vorgebirge sich schwingen, nahen rascher der Phantasie die Gestalten der hellenischen Vorzeit. Die Tempel und die Mauern der Stadt beschäftigten die Gesellschaft einen köstlichen Nachmittag.

Von Salerno aus wandte sich die Fahrt nach Metapont, das Thal des Sele entlang, am schneebedeckten Alburnus vorüber, in das Gebirge hinauf, das zum Teil in langen Tunnels durchquert wird; interessant sind die alten Städte, die sämtlich auf der Höhe liegen und oft nach Farbe und Aussehen in der Ferne kaum von dem Felsen der Berge sich unterscheiden, auf dem sie sich erheben. Von Metapont mag noch vielerlei unter dem Erdboden liegen, nur die 15 Säulen des einen Tempels, der außerhalb der eigentlichen Stadt liegt, und die mächtigen Säulentrommeln und sonstige Baustücke eines andern erzählen noch von der einstigen Bedeutung der reichen Kolonie. Über breite Ackerfluren und Brachen, wo die Schafe weideten, zum Teil an den schilfbewachsenen Ufern des Bradanus hin, vorbei an Schilfhütten, die den heutigen Bewohnern der Ebene wieder genügen, während in der Ferne die weißen Gebäude einzelner Masserien (Meierhöfe) sichtbar waren, ging die Wanderung, bis das Dunkel kam und der von Eukalypten umstandene freundliche Bahnhof erreicht wurde.

Die Inselstadt Tarent, deren Aufbau, deren Häfen und Bevölkerung viel zu beobachten geben, hat nur wenig antike Reste aufzuweisen; im Museum fanden sich Vasen und Terrakotten, die immerhin für das eigentümliche Leben der großen Handelsstadt manchen bedeutsamen Zug boten. Zwei Tage waren für Bari an-

geseht; die Schätze des Provinzialmuseums, wo die apulischen Vasen und besonders eine in Tarent gefundene Silberschale zum Studium einladen, die Funde von Ruvo beschäftigten hier die mehr archäologische Sektion, während ein anderer Teil nach dem Schlachtfelde von Cannae fuhr, auf dem an der Hand des Polybios und des Livius besonders der Situationsplan studiert und die herrschenden Streitfragen besprochen wurden. Die Rundschau über die apulische Ebene bis zum Monte Gargano, der in mächtigen Formen aus der tiefblauen Adria sich erhob, zu dem Apennin, zum Vultur war recht lehrreich auch für die Kriegsgeschichte. Daß auf dem heutigen rechten Ufer des Aufidus (Ofanto) eine Reiterschlacht großen Stils in der Nähe von Cannae unmöglich ist, scheint unbestreitbar, aber eben so gewiß, daß bei den vielfachen Veränderungen, welche der rauschende Gebirgsfluß in der Humusschicht des Terrains hervorbringt, die Annahme wohlberechtigt ist, daß in früherer Zeit zwischen dem Gewässer und den Hügeln von Cannae Raum genug für den Kampf war. Ganz unglücklich ist jedenfalls die Hypothese, denselben etwa auf den welligen Rücken der Hochebene zu legen, auf welcher das Dorf Cannae selbst sich befindet. Die Landschaft hat auch sonst historisches Interesse genug. In Trani traten die Umbildung, welche die byzantinische Kunst an antiken Gebilden vorgenommen hat, und die Einwirkung nordischer Formen und Baugedanken lebhaft entgegen, ebenso in Bitonto, und erinnerten an die Zeiten, wo die byzantinischen Kaiser sich hier siegreich behaupteten und dann durch die Normannen verdrängt wurden. Den geologischen Charakter der Gegend, die Bodenkultur, Charakter und Leben der Bevölkerung, die Bauten der verschiedenen Perioden genauer kennen zu lernen, hätte man gern noch länger in diesem Gebiete verweilt.

Mit einem Ausfluge nach Castello del Monte, das weithin sichtbar in langsam aufsteigendem Gipfel über die Kreidetafel Apuliens sich erhebt, schloß der Aufenthalt am adriatischen Meer. Einst umgaben den Berg, auf dem Kaiser Friedrich II., «von Rome voget, von Pülle künec», wie Walther v. d. Vogelweide singt, sein Jagdschloß hatte, dichte Waldungen, jetzt weiden das spärliche Gras zwischen kahlen Kalkfelsen vereinzelte Schafe und Ziegen ab, geführt von einem Hirten im dicken Schafpelz. Mächtig wirken die hohen, aus massigen Quadern gefügten Mauern mit den runden Ecktürmen, ein Bau nach Art der normännischen Schlösser, und mit einem gewissen Schauer tritt man durch das Portal mit seinen fast korinthischen Säulen in die hochgewölbten Hallen, die einst den kaiserlichen Jagdherrn empfingen, oder setzt man sich nieder in einen der Erker, von dem einst der Kaiser, der mit gewaltiger Hand das zersahrene Romanentum zu bändigen suchte, Ausschau hielt bis über das Meer, auf dem manchmal feindselige Schiffe sich zeigen mochten. Cotrone, Gerace, Reggio waren die Städte Calabriens, die besucht werden konnten. An Pythagoras erinnerte dort nur noch der Vorname eines Uhrmachers. Das Castell der Stadt, das in die Zeit Karls V reicht, erhebt sich auf der alten Akropolis, indes auch hier ist alles Antike vom Sturme der Zeiten hinweggefegt. Zu den schönsten Reiseerinnerungen gehört aber die Fahrt auf Segelbooten über das bewegte Meer zu dem Iaciniischen Vorgebirge, auf dem noch die eine fernhin sichtbare Säule des Junotempels steht und andere Teile des Baues,

die durch eine amerikanische Expedition bloßgelegt sind. Die Stunden in Gerace, dem epizephyrischen Lokroi, das uns Pindar so begeistert preist, waren besonders freundlich durch die herzliche Teilnahme, welche die Archonten und der Demos der Lokrer uns widmeten. Der Sindaco und einige jüngere Herren führten uns durch die reichangebauten Gefilde zu den Fundamenten des jonischen Tempels, zu einem Meierhofe, wo allerlei Funde aus römischer Zeit aufgestellt waren und man mit Bedauern hören mußte, daß auf diesem Boden, wo nach den Erinnerungen der Landleute und gelegentlichen Entdeckungen so viel zu erwarten wäre, vorderhand Ausgrabungen nicht zu hoffen sind, und hinauf zu der Akropolis, auf der bei vino greco, der freundlichen Spende der gastlichen Stadt, begeisterte Evviva auf Deutschland und Italien, Kaiser und König erschollen, indes einige Regenschauer über die Gegend hinzogen. Die Anlage der alten Stadt ließ sich wohl übersehen, wie überhaupt die Fahrt von Metapont nach Reggio, so flüchtig sie nur sein konnte, doch recht instruktiv war dadurch, daß sie eine Anschauung von den Örtlichkeiten gewährte, welche die griechischen Kolonisten am Küstensaum des kalabrischen Apennins aufsuchten. Heute ist das Land zum Teil verödet; denn ein Fiebergürtel hat sich um die Halbinsel gelegt. Üppig wuchernder Sumpfwald oder feuchte Wiesen, die breiten Betten der Flumaren, spärlich bewachsene Dünen, Herden am Strande, einzelne Wachtürme, vereinzelte Schilfhütten, und wieder entzückende Oasen mit der reichsten Vegetation, Landschaftsbilder mit griechischem Charakter, stolzragende Gasteile, aus Wolken hervorschauend die bewaldeten Höhen des Aspromonte und einige schneebedeckte Bergköpfe ziehen rasch an dem Auge vorüber.

Aus den Erlebnissen und Beobachtungen auf der weiteren Reise, die ein so großes Gebiet kennen lehrte, über so vieles und so Verschiedenartiges eine Anschauung gab, möchte ich nur Einzelnes ausheben.

Sizilien und Tunis, die Fahrt über das mittelländische Meer an Sardinien, an Corsika, an Elba vorüber nach Livorno boten so viele tief in der Erinnerung haftende Eindrücke, Taormina mit seinem Theater, seiner Burg, seinen normännischen Bauwerken, seinem Blick auf den Ätna und mit der Pracht seiner Vegetation, Syrakus, wo wir fast eine Woche verweilen durften, eine Fahrt nach den Monti rossi, von wo sich die ganze vulkanische Welt um den Ätna zeigte, Girgenti, wo die Stadt und die Tempel und die ganze herrliche Landschaft in 1½ Tagen durchwandert wurden, Palermo, wo wir 6 Tage blieben, Segestas Tempel in der Einsamkeit der Berge, das Riesentrümmerfeld von Selinunt am rauschenden Meer, Marsala, Trapani und S. Giuliano mit ihren Erinnerungen an die Kämpfe zwischen Rom und Karthago; — fast scheue ich mich, hier nur Namen zu nennen, da doch der Besuch dieser Städte, die Fahrt durch diese Landschaften das Erleben eines großen Stückes Weltgeschichte bedeutet. Denn an keinem Orte der Erde sind so wie hier die großen Gegensätze, in denen die menschliche Kultur sich entwickelt hat, vorübergehend zur Herrschaft gelangt und in ihren Denkmälern verewigt, und immer hat sich auf den Bergen und in den Thälern der Insel der Grundstock der ursprüng-

lichen Bevölkerung erhalten, die verschiedenen Eroberern sich beugen und verschiedenartige Kultur, verschiedenartige Religion annehmen mußte, aber doch noch heute in ihrer typischen Erscheinung erkennbar ist. Griechen, Karthager und Römer, Heiden und Christen, Byzantiner und Mauren, Normannen und Staufer, Spanier und Italiener haben um das herrliche Eiland gekämpft, und der Reichtum dieser Fluren hat ihnen eine manchmal bezaubernde Entwicklung ihrer Eigenart erlaubt. Neben der berausenden Schönheit der Natur die ergreifende, oft tragische Geschichte, die dem Lande ihre Spuren aufgedrückt.

Der Aufenthalt in Syrakus erhielt einen besonderen Glanz durch die Ankunft unseres Kaisers. Das Freundeswort, das er dem König von Italien nach dem schlimmen Tage von Udua zugerufen, hatte überall die Herzen der italienischen Patrioten aufs innigste gerührt, und sein Erscheinen auf italienischem Boden gerade in diesen Zeiten hatte ihnen die Überzeugung aufs neue gegeben, daß Deutschland der treueste und ehrlichste Freund Savoyens und Italiens sei. Heller Jubel, begeisterte Grüße schollen darum überall aus dankerfüllter Brust dem Kaiser entgegen, wo er in einem der Häfen den Fuß ans Land setzte; „frenetisches Beifallklatschen“ nach der Sitte des Volks mit der natürlichen Gewalt des südlichen Temperaments empfing ihn, wo man seiner nur anständig wurde. So auch in Syrakus. Die Schulen hatten frei, auch die Archäologie hatte einen halben Feiertag. Es war ein festlicher Moment, als bei dem Schimmer des Frühlichts die weißleuchtende „Hohenzollern,“ an deren Masten stolz die gelbe Kaiserflagge mit Reichsadler und Kaiserkrone wehte, zwischen dem Kastell der alten Ortigia und Nemmaurion in die weite Bucht des tiefblau leuchtenden großen Hafens einfuhr; hinter ihm dampfte der Kreuzer, „Kaiserin Augusta,“ ein sehr ernsthaftes Ungetüm in seiner drohenden grauen Farbe. Der „Morosini,“ ein italienisches Turmschiff, und ein englisches Kriegsschiff lagen bereits vor Anker im Hafen. Es war eine stolze Freude, um das kaiserliche Schiff im Boot zu fahren und Ihren Majestäten die ersten deutschen Willkommrufe zu bringen; noch erhebender, als am Nachmittag die Mitglieder der Gesellschaft fast sämtlich an der Quaimauer bei der Einfahrt der kaiserlichen Dampfbarkasse mitten unter italienischem Volke ein weithin schallendes Hoch ausbringen konnten, das auch von den Majestäten freundlich bemerkt wurde. Die frohe, mächtige Empfindung, die man in diesen Stunden hatte, einer großen, unter den Völkern hochgeachteten und immer noch mächtiger aufstrebenden Nation anzugehören, Zeuge zu sein der stürmischen, tiefbewegten Ausdrücke dankbarer Verehrung eines fremden Volkes für unseren kaiserlichen Herrn, dies Gefühl ist uns auch in der Erinnerung ein köstlicher Schatz aus jenen wundervollen Tagen. Im Theater zu Syrakus hatten manche von uns noch einmal Gelegenheit, hinter der kaiserlichen Familie die steinernen Sitzstufen zu betreten, und sich an dem kindlichen Jubel der kaiserlichen Prinzen zu freuen, die auch an klassischer Stelle die Einrichtungen des antiken Theaters studierten und an dem behenden Hüpfen beweglicher Lacerten sich ergötzen. Die Syrakusaner bedauerten lebhaft, daß die Majestäten nur so wenig Zeit noch übrig hatten für die Schönheiten ihrer Landschaft und die stolzen Monumente ihrer Geschichte, sie waren fast eifersüchtig auf Palermo, das die hohen Gäste so viel länger gefesselt

hatte. Am Abend staunten sie vergnügt, als über der dunkeln Flut das prächtvoll elektrisch erleuchtete kaiserliche Schiff in märchenhaftem Glanze lag. Am Tage hatten sie dem Genius des deutschen Volkes dadurch eine besondere Ehre bewiesen, daß sie dem deutschen Dichter, der in Syrakus seine letzten Tage in Sehnsucht nach der Heimat und in Entzücken an der Formenschönheit des Südens gelebt hatte, Graf August Platen, „dem deutschen Horaz,“ wie seine Grabchrift sagt, eine Gedenktafel weihten. An dem Hause, wo er gestorben, steht nun zu lesen: *Augusto Platen di Ansbach alla terra dell' antica poesia anelando venne in Siracusa e il 5 dicembre 1830 mori in questa casa. Il municipio ospite Guglielmo II. imperatore il 7 aprile 1896 quosta memoria pose.*

Den Leiter unsrer Reisegesellschaft hatte der Kaiser, der durch den deutschen Konsul von Neapel auf unsere Anwesenheit aufmerksam gemacht war, zum Empfang auf das kaiserliche Schiff befohlen und, freundlichst einer Bitte entsprechend, bestimmt, daß wir an Bord der Kaiserin Augusta geführt werden sollten. So brachten uns stattliche Boote, getrieben vom festen Ruderschlag strammer Matrosen, deren sicheren regelmäßigen Takt die Fremden bewunderten, durch die hochgehenden Wogen hinüber auf das Schiff, auf deutschen Boden. Eine Stunde mochten wir hier staunend betrachten, was alles in den engen Raum eines solchen Schiffes so großartig und zweckmäßig hineinkomponiert ist, und uns an dem frischen behaglichen Humor der Landsleute von der Marine freuen, bis wir uns herzlich auf Wiedersehen verabschiedeten.

Der letzte Tag in Sizilien brachte einen Ausflug nach dem Berge Eryx, von dem die verführerische Schönheit der Insel noch einmal den entzückten Augen gezeigt wurde. Den Historiker führten allerdings zunächst geschichtliche Überlieferungen und die Überbleibsel antiken Gemäuers dorthin. Den Spuren der punischen Zeit waren wir ja in den letzten Wochen schon öfter nachgegangen. Die roten Flecke im gelben Stein der Tempel zu Girgenti und Selinunt, die von verbranntem Balkenwerk herrühren, konnten eine Vorstellung von der Wut geben, mit der die Karthager die Griechenstädte zerstört hatten; am Strande von Marsala (Milybaeum) trafen wir die Fundamente von Stadtmauern und Überreste alter Hafenanlagen, auf der im üppigen Grün prangenden Insel Pantaleo (Motye) die Quadern von der alten Befestigung, und im seichten Sunde sahen wir die Linie, welche den Belagerungsstamm des ersten Dionys bezeichnet. Auf dem Monte Pellegrino bei Palermo war die Geschichte des tapfern Hamilkar Barkas verfolgt worden, der hier sich lange behauptete, und auch am Eryx sollten die Züge aus seinen Thaten durch den Anblick der Landschaft lebendiger werden.

Der Eryx ragt, ein gewaltiges Massiv, über der Ebene und dem Meere empor; zunächst sind seine Abhänge noch recht wohl angebaut, Mandelbäume am Wege gaben den Kutschern Anlaß zu Blünderungszügen, einen ernsten, stillen Friedhof mit schönen dunkeln Cypressen sahen wir noch auf ziemlicher Höhe. Zwischen Trapani und Marsala dehnt sich den Blicken des Wanderers das Land wie ein großer Garten hin, aus dem freundliche weiße Häuser hervorschauen. Historisch merkwürdig bleibt immer, daß

auf dem Eryx selbst (751 m. hoch) eine größere Stadt so lange Zeit sich behaupten konnte; erst aus der jüngsten Zeit hört man, daß die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse manchen aus der Bevölkerung an die bequemeren Verkehrsstraßen und die lebhafteren Handelsplätze der Ebene führen, an der Stadtmauer begegnete man tatsächlich verfallenden Häusern, die schon längere Zeit nicht mehr bewohnt sein konnten. Heftig weht der Wind um den Gipfel des Berges, die Leute hüllen sich alle sorgfältig in den blauen Kapuzenmantel, der in S. Giuliano gerade so heimisch ist, wie in der Bergstadt von Enna, Castro Giovanni. An dem Tage, wo wir hinaufpilgerten, kamen so starke Windstöße, daß einer der Herren, der zuletzt ein Stück zu Fuß ging, an den Boden gedrückt, ein anderer ein Stück weit, wie in Fausts Mantel, in der Luft dahingeführt wurde. Auf der Westseite der Stadt ist die Mauer wohl erhalten, von der der Berg gleich recht steil nach dem Meere abfällt. In den untersten Quadern, die auf dem gewachsenen Fels aufsitzen, finden sich noch die Zeichen der phönitischen Steinmetzen, Buchstaben, wie wir sie später in dem Museum von Barco wiederfanden. Aber bei flüchtigem Besuche ist nicht leicht zu entscheiden, wo römisches Bauwerk an das phönitische ansetzt, wie weit die mittelalterliche Zeit hinzugebaut oder ersetzt hat. Thorbogen führen in das Innere der Stadt, und wenn man die holprigen, bei Regen recht schlüpfrigen Wege an der Mauer entlang geht, so kommt man auch zu den Treppenaufgängen, die hier an der Innenseite auf den Wallgang führten. Durch die Straßen des Städtchens gelangt man vor die mit Zinnen gekrönte Mauerfront der alten Burg, anmutig ist ein Garten mit rauschenden Baumwipfeln, zu dem man von einer schönen Terrasse des Schlosses hinabsteigt, und in reichster Fülle rankt sich grüner Epheu vom Grunde aus an den Mauern empor. Ein schmaler Gang führt von dem vorderen Teile der Burg zu der oberen Burganlage. Zwischen den beiden Felskuppen, welche die normännische Befestigung in ihren Raum eingezogen hat, ging ursprünglich eine Schlucht, über welche nun die verbindende Mauer gezogen ist. Ein mächtiger Turm mit Pechnase hütet den Eingang zur inneren Burg, und manches an der Einrichtung derselben erinnert an unsere heimischen Burgbauten. Und daß nichts zu der Poesie fehlte, die für unsere Gedanken die auf lustiger Höhe stehenden Schlösser umgiebt, stellten sich wandernde Musiker ein und fidelten, so melodisch sie konnten; aber ihre Allianzbildung reichte noch nicht bis zur Wacht am Rhein, die sonst in Italien häufig dem Deutschen zu Ehren gespielt wird (auf der Mandoline allerdings eine kindliche Nachbildung des Donnerhalls). Dort auf einer Rasenfläche der inneren Burg wird man auch gebeten, der Venus Erycina zu gedenken. Da stand ihr Tempel, weithinschauend mit leuchtenden Säulen über Berg und Flut, und aus ihrem heiligen Bezirk soll noch die weit geöffnete Cisternenanlage stammen, die dort im Erdboden zu finden, statt des kleinen, tiefen Burgbrunnens, der in nordischen Gebieten bis zu wasserführenden Schichten hinabgetrieben ist. Erycina und Aeneas sind verschwunden, aber die großartige Natur, die einst den Seefahrer und den Bewohner der sicheren Bergstadt mit ihrer Macht zu religiösen Gefühlen stimmte, daß er anbetend die Hände erhob zur Göttin der Höhe, ergreift uns noch heute. Nach Norden liegt vor uns ein mächtiges Vorgebirge (S. Vito), das seine Felsen-

wände in die schäumende Brandung hinabsenkt, und weiter die Bergzüge, in sonniges Braun oder tiefes Blau getaucht, — drunten das Meer mit feinen weißen Wellenkämmen, das von der Höhe fast wie eine weite gefrorene bewegungslose Masse aussieht, in dem einzelne weiße Schollen liegen, — und an den Abhängen von S. Giuliano die schön angebauten Terrassen, die schimmernden Häuser, die so kühn und stolz auf einigen Vorsprüngen sich erheben, — die weitgedehnte Fruchtebene nach Süden hin mit Bodentwelen und Hügeln, die zu den Bergen ansteigen. Von Trapani selbst zieht sich deutlich sichtbar sichelförmig gebogen eine Landzunge ins Meer, welche die natürliche, windgeschützte Hafembucht bildet. Und weiter die ägatischen Inseln, auch sie wie Bergmassen, die von der Meerebene umringt sind, zwischen ihnen und dem Lande eine kleine Felseninsel, das Ganze ein herrlicher Kampfplatz für streitende Flotten, wie er es am Ende des 2. punischen Krieges war. Man versteht jetzt bequem den Vorgang, wie Lutatius auf die Transportflotte der Karthager lauern konnte, die hinter den ägatischen Inseln vorkommend, der Windströmung vertrauend, nach dem Hafen des Eryx steuerte. Auf der Fahrt bergab, wo wieder der Wind so heftig blies, daß er die kleinen Steinchen des Zuralfalles fortwährend ins Gesicht jagte, hörte man noch einmal das resignierte Trostwort der sizilischen Kutscher, *sa niente, als der eine Gaul stürzte und das Riemenzeug wieder und wieder riß.*

Am 11. Oada 1813 nach der Hebschra kam unser Schiff nach ziemlich bewegter Fahrt, die auch so manchen seekranken Mann in die Cabine gezwungen hatte, in Goletta an. Noch war der Horizont vom Morgenrot umsäumt. Unsere Augen suchten rasch die historische Stätte Karthagos. Wie eine allmählich ansteigende Insel erhob sie sich aus der Ebene, dort steil ins Meer abstürzend Cap Carthage, an dem allein durch die Jahrhunderte der große Name gehaftet, dort weißglänzend die Kathedrale auf der Byrsa mit Türmen und Kuppeln, die Schöpfung des Cardinal Lavignerie, gegenüber der mächtige Djebel Bu-Kornein tiefblau gefärbt, mit seinen zwei zackigen Gipfeln, in großen Linien aus den Ebenen zu seinen Füßen aufragend. Über dem Haß von Tunis die weiße Häusermasse der Stadt, hinter ihr ernste Bergzüge den dunkeln Hintergrund bildend, von dem da und dort etwas wie ein Castell schimmernd sich abhebt. Zwischen den Dämmen des gar nicht breiten Kanals, der schnurgerade durch den See El Bahira hindurch geführt ist, arbeitet sich der Dampfer in das Innere des Golfs. So etwa erschien auf den ersten Blick die Gegend, von der aus die Gründung phönizischer Männer ein Reich im westlichen Becken des Mittelmeeres erobert hat. Ruderboote mit braunen und schwarzen Kerlen, die ihren Fez tragen und in graue Kittel gehüllt sind, kommen dem Dampfer entgegen, und kaum liegt er vor Anker, so stehen einige robuste, wild ausschauende Gefellen dieser Art an Bord; der eine, podennarbig, führt das Kommando, er scheint der natürliche Herr über alles, was an Bord Koffer heißt. Am Strande kauern Gestalten im Burnus. Aber ich kann nicht lange verweilend unsern Einzug in die Stadt schildern. Wir traten ihn von dem schwarzen Kawaffen des Hotels geführt an, der höchst behaglich dreinblickend alle möglichen Sprachen rade-

brechte und seine allgemein deutsche Bildung bewies, indem er bald in schneidigem Berlinisch „sehen wir, meine Herren“ rief, bald gemüthlich östreichisch das „Interessonteste“ pries.

In Tunis war die Sonne eine Stunde später erschienen als in Trapani, wir hatten die Zone mitteleuropäischer Zeit verlassen, und nach Paris hatten die Uhren sich nun zu richten, aber die Hoffnung auf längere Ruhe war umsonst gewesen. Denn eine Einladung des Direktors Gaukler (sprich Gocklé) rief uns am gleichen Morgen in das Museum Aloui im Harem des Bey zu Bar do.

Schon bei der kurzen Wanderung nach der Station der italienischen Bahn, während wir das europäische Stadtquartier durchschreiten, begegnen wir den Typen der bunten Bevölkerungsmaße von Tunis. Leicht schreiten hohe Gestalten der braunen hageren Araber dahin, in ihren weißen Burnus gehüllt, an den Füßen die losen Pantoffeln; reicher sind meist die Juden gekleidet, um den roten Scheschien (Fes) den blauen Turban geschlungen, in blauem stattlichem Überwurf, reich mit Borten die Jacke besetzt, oft von stattlicher Statur, zwar nicht so kriegerisch in Haltung und Blick wie die Nachkommen der Beduinenhäuptlinge, aber doch häufig ihnen ähnlich; dann die Neger, die verschiedenen Gestalten der Verkäufer und Tagelöhner, deren Kittel oft nur aus Sackleinwand gefertigt ist und noch die Firma von London oder Marseille aufgedruckt zeigt. Das laute Ausrufen der Waaren vermessen wir auch hier nicht: ein junger Berber preist die *Depêche de Tunis* an, und bald lieft das gelehrte Deutschland von den Schwierigkeiten des Pariser Ministeriums.

Durch die Ebene führte die Bahn rasch an das Schloß, das im Umbau begriffen ist und zum Teil das Bild der Zerstörung bietet, über Schutthaufen klettern wir zum Eingang des Museums. Was hier am meisten ins Auge fällt, sind die großen Mosaiken, die an verschiedenen Stellen des Landes gefunden sind. Wie heute in Italien und noch mehr in Tunis die Fußböden vielfach mit glänzenden Porzellan- oder Fayencekacheln belegt sind, so brachte es das Bedürfnis des südlichen Klimas mit sich, daß in den Städten der römischen Provinz Afrika die Mosaikfußböden, die in Ägypten, dem Lande der farbigen Marmorarten, aufgefunden sind, so beliebt waren. Kein römischer Ort von Bedeutung ist dort ausgegraben, wo nicht diese Art Boden ans Tageslicht gekommen wäre. Und wie bezeichnend sind sie für den Geschmack und die Lebensinteressen der Zeit. Die lockeren Liebesgeschichten der Götter trifft man auch hier, die Amoretten, die an Weinranken sich schaukeln und zum Genuß des Lebens die Trauben pflücken. Beliebt ist alles, was den Sinn zum Meer führt. Die Bewohner der Flut werden naturgetreu hingezichnet, die Freuden des Fischfangs werden geschildert, der ganze Chor der Meerdämonen, der Nymphen, der See centauren, Seepferde, Meerklütze und Meerhirsche schwimmt daher. Der Thiasos des Dionysos wird in einen Thiasos des Poseidon umgestaltet, und manchmal sind mit überraschendem Gefühl für die umbildende Kraft des Wassers die Figuren geformt, oft mit genial spielender Phantasie, die uns an die Meister erinnert, die einst diese Welt des Meeres geschaffen hatten.



Aber auch die Lust der Jagd hat den reichen Bewohnern dieser fruchtbaren Erde im Blute gelegen: eine Reihe von Szenen begegnen, die den Kampf mit Ebern, Bären und Löwen, den listigen Fang der Vögel darstellen.<sup>1)</sup> Auch mit der Laune der satirischen Fabel ist das Wesen der Tiere geschildert, man fühlt sich dabei an die glücklichen Einfälle Oberländers erinnert. Orpheus, der die Tiere mit seinem Gesange bezaubert, ist ein viel behandelter Gegenstand: hier werden sie zur köstlichen Veranschaulichung eines Konzertpublikums benutzt, ein in musikalischer Andacht zerfließender Feu, ein tiefsinnig lauschender Boß, ein in Entzücken versunkener Esel u. a. sind prächtig gelungene Gestalten. Andre Mosaiken zeigen uns die ländlichen Villen in einer Anlage, wie man sie heute noch ebenso in der Umgegend beobachten kann; die Ökultiv und die weidenden Herden, das Pflügen und Ernten sind abgebildet, und im Landhaus der Laberier, aus dem das größte der vorhandenen Mosaikbilder (von 137 qm.) stammt, rücken die Sklaven mit den Weinschläuchen an. Aus christlicher Zeit stammt ein roh entworfenes Circusrennen mit blauen und grünen Kutschern.

Von hohem Interesse ist alles, was uns von den Punieren selber erzählt. Auf Totensteinen sind manchmal mit den ungefügen Linien einer Abschülpenkunst die alten Symbole der phönitischen Religion gezeichnet, Sonne und Mond, Palme und Hand, die menschliche Figur in seltsamem geometrischem Schematismus. Wenig originell war die Erfindung der Karthager. Überall her borgten sie ihre Formen, Ägyptisches und späteres Griechisches fand Aufnahme, ohne indessen die rohen Symbole der einheimischen Superstition zu überwinden. Die auf afrikanischem Boden entstandenen Kopien griechischer Meisterwerke, wie die einer polykletischen Statue, verlegen durch ihren Mangel an richtiger Empfindung für den Bau und die Linien der menschlichen Gestalt. Nicht minder bietet das Museum so manches für die Beobachtung der Anfänge einer christlichen Kunst, befinden wir uns doch in dem Lande, wo das Christentum seine glaubenseifrigsten Anhänger, seine ersten Spaltungen fand. — Das Schloß des Bey hat auch sonst des Merkwürdigen genug: die in schreienden Farben bunt bemalte Decke mit dem hängenden Gebälk, die Spitzenarbeit einer Decke aus Filigranstück, die goldschimmernde Stalaktitendecke, den erfrischenden Hof mit den zierlichen, Hufeisenbogen tragenden Säulchen: wir sind in dem Lande, wo maurische Kunstübung ihre lange Tradition hat. Und daneben die Barbarei eines Zimmers, wo nichts als Uhren unter ihren Glasglöden auf Consolen und Tischen stehen, und der Oberst, der, wie man sagt, den Empfang des Trinkgeldes zu seiner Würde rechnet.

Herr Gaudler, ein geborener Elsässer, der aber kaum noch deutsch spricht, hatte schließlich wegen dringendster Amtsgeschäfte doch keine Zeit, die Gesellschaft sonst noch zu führen und Aufschlüsse aus dem Gebiet seiner fouilles zu geben. In Karthago aber erwartete uns der gelehrte P. Delattre, einer der weißen Väter, der so viel

<sup>1)</sup> Die realistische Zeichnung der Tier- und Pflanzenwelt mag daran erinnern, daß Alexandria die ersten zoologischen und botanischen Gärten hatte, daß von hier aus das naturhistorische Interesse auch die Künstler und ihr Publikum ergriff.

für die Durchforschung des Bodens gethan hat, auf dem das Seminar seines Ordens gegründet ist. In seinem Aussehen erinnert die breite Gestalt mit den blauen Augen und dem langen rötlich blonden, bereits grau gemischten Barte fast an einen der helläugigen Förster unseres Deutschlands. Sonst war es natürlich Herr Direktor Melzer, der uns die Geschichte dieser Stätte erklärte, die ihm im Geiste so lange vertraut gewesen ist, ehe er sie selbst betreten konnte, und der mit sicherster Kenntnis und ruhigster Erwägung die Streitfragen, die an diesen Platz fürchtbarster Verwüstung geknüpft sind, uns erörterte. Durch die Ebene führt die Bahn nach Goletta, vorbei an Strandseen und wüstem Terrain, wo französische Soldaten ihre Schützengräben aufwarfen, und an weiten Flächen, wo am Nachmittag jüdische Mädchen in ihrer bunten Tracht spielten.

Aber wo die Bahn von Goletta ablenkt nach dem Innern zu, ist das Land meist gut angebaut, weithin dehnen sich die Getreidefelder; da und dort; namentlich nach den Höhen von Ramart zu und Sidi-Bu-Said, dem Dorfe auf der Höhe des Cap Carthage, erscheinen dunkelbelaubte Ölbäume und wohl auch Karuben; einzelne Palmen mit zierlichen Kronen ragen über die Häuser. Bei der Station La Malqa verläßt man die Bahn, und zwischen Gerstenfeldern steigt man zur Byrsa empor, auf der die Ansiedlung der weißen Väter, die Ludwigskapelle und die Kathedrale stehen. Sehr wenig erinnert auf diesem Wege daran, daß man sich auf der Stätte des „Londons der antiken Welt“ befindet. In den Feldern hocken einige Berberfrauen in ihrem blauen Gewande, einige Feldarbeiter sieht man lässig die Hacke führen, durch den schweren Burnus in der Bewegung gehemmt. Von der Byrsa ist der Blick über den Golf mit seinen umgebenden Höhen großartig. Namentlich die Formen des Bu-Kornein und die Farbe des Meeres, das unten an das Steilufer des Caps Carthage brandet, ziehen immer wieder das Auge an. Was am meisten an die alte Stadt erinnert, als ein Wahrzeichen beinahe derselben gelten kann, sind die beiden Wasserbecken, die man in der Richtung nach Goletta erblickt, ein kreisrundes, in dessen Mitte ein festgewordenes Inselchen liegt, und, durch einen schmalen Weg getrennt, ein längliches. Mehr wie Teiche sehen sie aus als wie große Häfen, an den See im Schwelinger Schloßgarten mag man denken. Und so werden wohl jedem Betrachter Bedenken aufsteigen, ob diese so unbedeutend scheinenden Anlagen wirklich der Kriegs- und der Handelshafen Karthagos gewesen sind. Aber nach der Klarheit der geschichtlichen Überlieferung ist es nicht erlaubt zu zweifeln; auch sind, wenn man an den Bassins selbst entlang wandert, die Verhältnisse in Wahrheit doch größer. Versandung und Verchlammung haben natürlich das Ihre gethan, um sie enger zu machen; indes erkennt man an dem aufsteigenden Rande, wo etwa Quaimauern oder Schiffshäuser begannen. Auch bei einem solchen Bilde muß man sich deutlicher, als man gewöhnlich thut, die Kleinheit der antiken Fahrzeuge vorstellen. Anmutig war jetzt gerade die Umgebung der Häfen: aus den fleischigen Blättern des Mesembrianthemum blühte eine Fülle von rötlichen Blumen hervor; Baumwipfel und Gebüsch in dem Park eines Landhauses, das als Hospital benutzt wird, entzückten das Auge. Von der Byrsa aus sieht man in der Nähe des Ufers dunklere Linien in der See, Andeutungen von Quaimauern, die die Karthager zum Schutz des Landes

gegen die zerstörende Gewalt der Bogenströmung oder als Platz für Laden und Löschen der Schiffe gebaut; auch die Reste vom Damm des Scipio will man bemerken. Von hohem Interesse sind die Cisternen der Stadt. Wiederhergestellt sind die kleineren, nordwestlich vom Ludwigshügel. Man bemerkt von oben kommend die lange Reihe der Tonnengewölbe, durch deren Mitte quer ein anderes Gewölbe dieser Art sich zieht; im Innern bewundert man den Reichtum dieses tief blaugrünen Wassers, das schon durch seinen Anblick in den heißen Sommertagen dem Menschen ein Labfal sein mag.

Im Dorfe Malqa liegen dann die großen Cisternen. Man sieht die Gewölbe über den welligen Boden hinausragen oder blickt in die Öffnungen hinein. Hier haben sich die Araber häuslich eingerichtet. Anderswo sind die Räume wie Ställe benutzt, und das Vorbild des Aegias wird hier erreicht, wo sich fast bis zur Decke der Abfall türmt, auf dem die Hühner sich tummeln. Auf dem Platze, wo einst die karthagischen Kaufleute gerechnet, liegen schon in der Frühe des Tags bequeme Beduinen und spielen mit Dattelfernen und Steinen so etwas wie Damenbrett: die nötigen Linien haben sie rasch in den Staub gezogen. Die neue Blüte Karthagos zeigt sich in den jungen Altertumshändlern, die Münzen von mehr oder weniger verwischtem Gepräge dem Fremden anbieten und eine zu gering erscheinende Kaufsumme einfach als Almosen in ihrem Portemonnaie, dem Munde, verschwinden lassen. Bei den Berbermädchen findet man hier eine Tracht, die an die Tage der Aspasia erinnern könnte: nur mit Fibeln (im Notfalle mit Hölzchen) wird das Stück Zeug, das als Gewand dient, über der Schulter festgehalten, und ein Gürtel faßt es um die Hüfte zusammen; und wenn man durch das arabische Quartier der Stadt Tunis geht, durch die engen Straßen, die mit langen, weißen Wänden eingefast sind, in denen nur durch die Thüren oder ein schmales vergittertes Fenster Abwechslung geschaffen wird, so wird man mehr als anderswo an pompejanische Straßensbilder erinnert. Man muß in den Orient gehen, um die in der antiken Kultur herrschenden Formen wieder zu finden.

Erstaunlich war der Umfang des Gebietes, das die Mauern des alten Karthago einschlossen, und viel besprochen ist die sog. dreifache Mauer, die Raum für Elefanteställe bot und in ihren oberen Stockwerken Ställe für 4000 Pferde enthielt, dazu Lagerräume und Quartiere für ein beträchtliches Heer. Wir konnten nur ein Stück der Mauer verfolgen, das östlich und nördlich von Malqa liegt: vorspringende Türme und der Zug der Befestigung ließen sich am Terrain noch erkennen. Über all diese Dinge giebt jetzt Melhers 2. Band jedem, der sich dafür interessiert, die genaueste Belehrung. Unter die Erde muß man steigen, wenn man etwas von den alten Karthagern noch gewahren will. Am Fuße der Byrsa sind von Delattre Grabgänge bloßgelegt, die in den gelblichen Kalkstein hineingearbeitet sind und wieder ihre Seitengänge haben. Weiterhin sind die eigentümlichen Anlagen zu Tage gekommen, wo erst ein tiefer Schacht senkrecht in den Felsgrund hineingetrieben ist, von dem dann die Grabkammern seitwärts ausgehen. In altpunischen Gräbern neupunische später untergebracht, über einem Vandalenhanse ein arabisches Grab: welche Vorstellung erwecken solche Stellen von den Bevölkerungs-

schichten, die auf dieser Stätte gelebt und dem Boden ihre Asche hinterlassen haben! Neu ausgegraben wurden während unserer Anwesenheit einige Gräber in dem Friedhof der *Officiales* des kaiserlichen Procurators. Auf der Verbrennungsstätte sind die Denkmäler errichtet, meist in der Form von großen Würfeln und Altären; sichtbar sind die Nischen, durch die einst der Asche noch ein feierliches Trankopfer gespendet wurde; merkwürdig die in Stuck ausgeführten oder aufgemalten Embleme, mit denen teilweise die Grabmäler geschmückt sind, Ahnenfestons und Palmen neben Oliven- und Lorbeerzweigen. In der Nähe sind dann jene Plätze, die an die große christliche Zeit erinnern, das Amphitheater, das nur wie eine grüne in den Boden eingesenkte Mulde aussieht, der Ort, wo Märtyrer ihren Glaubensmut bethätigt haben, und die Pfeiler der alten Basilika, zwischen denen wohl einst Augustin sinnend und betend gewandelt ist. An solchen Orten tritt auch deutlich die Fülle von Kulturschutt hervor, die über dem Weichbilde Karthagos liegt, jetzt der Ackergrund für die hier lebenden Geschlechter. Wie in einem Mörser zerstoßen ist alles, was einst Schmutz und Freude der Bürger war, Atome von Ehrenscherben und kleine Stüchchen von Mosaik, Bruchteile von Marmor u. s. w. Reichhaltig ist das Museum, dessen Schätze wesentlich den Ausgrabungen des P. Delattre verdankt werden. Architekturstücke, Inschriften, Fragmente von Reliefs sind nach alter römischer Gewohnheit zum Teil in die Umfassungswauern eingelassen; andres hat seine Ausstellung im Innern gefunden oder ist in großen Kisten und Schränken aufbewahrt. Vieles hat die *Carthago Sotterranea* zur Kenntnis der Geschichte beigetragen, in das Innere des karthagischen Geistes führt uns das Meiste aber nicht. Um uns ein Bild von dem Wesen des einflußreichen Volkes zu machen, sind wir immer auf die Überlieferungen fremder Völker, namentlich aber ihrer Feinde angewiesen. Manches was auf die sakralen Bräuche und die Gottesverehrung sich bezieht, mag man aus den Funden ersehen, „aber von dem Versuche zu einer Darstellung der Mythologie der Karthager — sofern diese Begriffsverbindung überhaupt zulässig ist — kann zur Zeit nicht die Rede sein“ (Melzer).

Nur wenig habe ich genannt von dem, was auf diesem weiten Gefilde, der Riesengrabstätte einer großen Kultur, noch da und dort zu sehen ist: man würde wohl tagelange Wanderungen nötig haben, um alle die einzelnen Reste, welche noch über die Erde ragen, aufzusuchen, und überall, wo der Spaten in den Boden eindringt, wird er noch auf die Fundamente der Ansiedlungen wechselnder Geschlechter treffen. Und noch lange werden die Araber von diesem Gefilde, das sie so gründlich zertrümmert, so gründlich ausgeplündert haben, Beute holen können. Das Sommerloß des Bey in La Marsa, das zwischen Kamart und Sidi-Bu-Said in Gärten von Orangen-, Zitronen-, Granaten-, Mandel- und Feigenbäumen liegt, soll wesentlich aus Steinen Altkarthagos erbaut sein; und als P. Delattre kürzlich die Quadern in einer ausgegrabenen Stelle zwei Tage später noch einmal vermessen wollte, war der köstliche Fund bereits von praktischen Eingeborenen eingeheimst. Lobnend ist der Aufstieg nach dem Dorfe Sidi-Bu-Said, das echt arabisches Leben zeigt. Von dem Leuchtturm aus genießt man zum letzten Male das Bild der Landschaft und übersteht die Gegenden, wo einst die Vorstädte mit Gärten und

Willen lagen, weiter Bhrfa, das sich so recht wie die natürliche Akropolis der Altstadt Karthago zum Teil mit steilen Rändern erhebt, so daß man ungern die Ansicht aufgibt, hier sei wirklich die erste Gründung Karthagos zu suchen; dann die Häfen, wo der Marktplatz lag mit den öffentlichen Gebäuden, von wo die drei von sechsstöckigen Häusern eingefassten Hauptstraßen nach der Akropolis hinaufführten. Wer möchte jetzt schon, wo die Ausgrabungen noch so geringfügig sind, imstande sein, auch nur einigermaßen ein Bild von der verschwundenen Herrlichkeit des punischen und des römischen Karthago in der Phantasie sich zu schaffen? Groß ist dennoch der Eindruck, den man von diesem Stück Erde hat, das auf der einen Seite der ruhige Spiegel des Meeres einschließt, auf der andern Seite die fruchtbare Ebene, in welcher das Sebcha-er-Kuan, heute ein Strandsee, durch einen gelblichen Streifen von Dünen gegen das offene Meer abgeschlossen ist und uns andeutet, daß in fernliegender Vorzeit bis zum Bahira die Landenge von Fluten bedeckt war.

Der letzte Tag in Tunis war einem Ausflug nach Oudna, dem alten Uthina, gewidmet, der uns eine Strecke in das Innere Afrikas hineinführte. Unmittelbar vor den Thoren von Tunis scheint das Reich der Barbarei zu beginnen. Sind wir eben noch durch die moderne Avenue gegangen, wo in Cafes und Läden die höchste französische Eleganz und geschminkte Kultur herrscht, so treffen wir draußen oft ein ruhiges Genügen an dem, was die Natur selbst bietet, in den Hütten der Berbern, die meist nicht einmal eine Mauer aufgeschichtet haben, um gegen die Unbilden der Witterung sich zu schützen, sondern über Pfähle ein Zeltuch gespannt oder noch einfacher eine Menge Reisig gelegt haben, über dem bissige Hunde postiert sind. Davor kauern in einfachster Kleidung, oft halbnaakt die Kinder, nur tragen manche glänzende Ringe an den Knöcheln der Beine und Hände. Rechts und links von der schattenlosen Straße breiten sich weithin wogende Saatsfelder aus, die bereits hoch in Ähren standen und bewiesen, daß die alte Fruchtbarkeit des Landes für den Getreidebau noch nicht erstorben ist. Und doch ist der Boden nur leicht von den primitiven Pflügen aufgerissen. Kein lustiges Gebüsch unterbricht die Monotonie dieser Flächen, nur hohe Hecken von stacheligen Opuntien mit dem seltsamen Gewirr ihrer grünen Scheiben, die am Boden in dichtes Holz sich verhärtet haben, ziehen sich durch die Felder hindurch. Ab und zu steht ein Garten von Oliven hinter Mauern, aber auch ihr Grün hat keinen freundlichen Charakter. Karawanen von Dromedaren begegnen auf der Straße, Esel mit wassergefüllten Schläuchen, finstere Araber auf ihren feingliedrigen Pferden; auf der Fläche werden von Zeit zu Zeit weidende Kinder sichtbar, dann auch Herden von Fettschwanzschafen und braune Ziegen. Endlich taucht eine breite Häusermasse auf, Mohamedia, bis 1850 Residenz eines Bey, eine Stadt von 5—6000 Einwohnern, jetzt ein ödes Dorf mit kaum 100 Bewohnern. Denn nach dem Tode des Bey Achmed ist das weitläufige Schloß aufgegeben, jetzt schon völlig eine Ruine, das verlassene Zelt eines Beduinen. In den Höfen wuchern Disteln und Unkraut, in den Wohnräumen je nach Umständen Vieh oder Menschen oder beide. Alles,

was brauchbar war, ist sonst aus den Gemächern herausgebrochen, besonders alles Metall, nur am Eingang schien ein Stück Eisen zu fest vermauert, um gerettet werden zu können. Die Zierformen maurischer Baukunst, flüchtiger Schmuck, erinnern noch an den Glanz, in dem der orientalische Fürst sein Dasein verbrachte. Aber wie bald wird alles das zusammengeführt, ein Schutthaufen sein. Ein Café und eine Poststation sind in den Räumen an der Straße untergebracht, aus einem zerknitterten Couvert holt bequem der Tuneser Marken und Karten, eine mächtige Truhe ist Geldschrank und Archiv. Hinter dieser so rasch zerfallenden Pracht des Bey kommt man an die majestätischen Bogen des Aquädukts, der einst 124 Kilometer lang vom Zaguan das belebende Wasser nach Karthago brachte. Einzelnen Resten solcher Bögen begegnete man schon bei Barbo, den Stümpfen von Pfeilern in langer Reihe in der Ebene von Karthago. Wut der Barbaren hat auch dieses Mauerverk, das nützlichste für dieses quellenarme Land weithin niedergelegt, hier am Oued Miliana hat man wohl überall die Fugen auseinander gerissen, um daraus das Eisen zu holen. Und doch stehen sie noch in einsamer Größe, die Hütten des afrikanischen Volkes überragend, an dem Karthager und Römer und Byzantiner vergebens herumgezogen haben. Römer, Karthager, Byzantiner und die andern Herren des Landes sind verschwunden, aber die Kinder des Landes gedeihen nach ihrer Natur noch immer; und also sinkt immer wieder die mühsam errungene Bildung in die einfachen Elemente menschlichen Daseins zurück?

Eine moderne Eisenbrücke führt jetzt über den Miliana, der auch in diesen Regentagen nur spärliches trübgelbes Wasser durch sein tief in die Humuserde eingerissenes Bett dahintreibt. Lieblicher ist das Land, wo die Straße vom Aquädukt ablenkt. Über Weidestächen, mit allen heiteren Farben des Frühlings geschmückt, streift der Blick, Vögel jubeln in der Luft, und der Ruf der Wachtel läßt sich hören. Arm ist sonst diese Erde an Tieren der Wildnis, das ist die sicherste Spur des einstigen Kulturlebens. Die tunisischen Zeitungen klagten sogar, weit und breit um Tunis sei kein Rebhuhn zu finden, geschweige anderes Wild, und dem französischen Menu scheint es so unentbehrlich; aber nach Wachteln durchstreift wie in Italien so auch hier der Jäger die Getreidfelder. Sträucher wachsen um den Hügel, auf dem einst Uthina lag, eine Stadt von etwa 30000 Einwohnern in römischer Zeit, wie man nach den Grenzlinien der alten Ansiedlung ermessen kann. Auf der höchsten Erhebung liegt ein moderner Meierhof. Berberhirten melken gerade die zusammengewinkelten Fettschwanzschafe. H. Gaudler, der hier ausgegraben hat, will bereits viele Einzelheiten konstatiert haben, auch auf Oudna hat man den Ausdruck „afrikanisches Pompeji“ angewendet. Mögen die Ausgrabungen diese rasche Prophezeiung bestätigen. Überall schreitet man über Trümmer, niemand hat Lust gehabt, sie von hier zu entführen. Mächtige Mauerstücke, bei denen man an den gesprengten Turm des Heidelberger Schlosses denkt, sind niedergeführt, Wände und Säulenreste begegnen; einige Stücke von Marmorornamenten, von einer Gewandstatue lagen wenig beachtet im Hofe der Meierei, dergleichen wird viel noch der Boden bergen. Was am raschesten klar wurde nach den Ausgrabungen,

war eine Reihe von Wohnhäusern und gewerblichen Anlagen. Da ist der Boden mit hübschen Mosaiken belegt, bei denen auch die Vorliebe für die Tierwelt vorherrscht, wie in den Stücken, die nach Barde gebracht sind. An den Wänden befindet sich noch bemalter Stuck, der die vortreffliche Zubereitung von dem Anfang des 2. Jahrhunderts zeigt, an einer Stelle drei verschiedene Vagen übereinander: man konnte versucht sein, nach pompejanischem Muster drei uthinensische Stile danach zu konstruieren. Auch in Oudna finden sich hohe unterirdische Räume mit Lonnengewölben: auch sie dienten als Cisternen. Anderswo scheint ein Theater unter dem Boden zu liegen, wieder anderswo stehen die Fundamente eines Tempels. Der Stadtboden ist wieder dem Ackerbau anheimgefallen, Dornen und Disteln wachsen dort, wo zuviel Gestein aufragt und die zeretzende Macht des atmosphärischen Wassers noch nicht wieder Ackertrume geschaffen hat. Ein Bild von großer Melancholie, eine solche in Trümmer gesunkene, in ihren Grenzen noch weithin erkennbare Stadt in den schweigenden Fluren, von denen allmählich das Land zu den fahlen, in ernster Erhabenheit ruhenden Bergen ansteigt. Welches Leben die organisatorische Kraft des Römerreichs einst in diesen Mauern hervorgerufen, davon vermochten die Trümmer und die Bilder, die man hier und in Barde von dem behaglichen Genußleben der Stadtbürger gesehen hatte, einigermassen eine lebendige Vorstellung zu geben. Aus den französischen Blättern von Tunis erfährt man, daß es bald wieder so sein wird, wie in römischen Zeiten. Uthina war der südlichste Punkt, den die Gesellschaft erreichte; begeistert und dankbar wurde von hier das letzte, wie vom Berg Enry das höchste Hoch dem verehrten Landesfürsten dargebracht.

Was an freier Zeit in Tunis übrig blieb, wurde mit Freuden verwendet, durch die Quartiere der alten Stadt zu wandern und mit vollem Behagen in den engen, mit Bogen überspannten Straßen, in den Souks, auf den Plätzen, an den Thoren, in der Karawanferei das bunte Treiben der verschiedenen Völker zu beobachten, die hier zusammengeströmt sind. Einen unvergleichlichen Reiz hat ein Einblick in die Lebensformen des orientalischen Abendlandes, die oft durch ihre Natürlichkeit und Freiheit sich auszeichnen vor den Gewohnheiten Europas, das es so herrlich weit gebracht. Die Vielgestaltigkeit dieses Lebens zieht immer wieder die Gedanken rückwärts und erweckt die Sehnsucht, tiefer in diese geistige Welt einzudringen, an deren Pforten man gestanden. Uns Humanisten ist seit Herder die ideale Aufgabe zugewiesen, die Menschheit in all ihren Naturformen, in ihrer ganzen Entwicklung zu begreifen, die verschiedenartigen Bilder zum Bilde der Menschheit zusammenzufassen. Mit dem wehmütigen Gefühle, wie weit man einem solchen Ziele fern ist und fern bleiben muß, und doch mit der frohen und befreienden Empfindung darüber, daß man eine Zeit lang die Fülle großer historischer Überlieferung mit den Augen auffassen konnte, verlassen wir die fremden Stätten und wenden uns wieder der stillen Berufsarbeit in der Heimat zu. Es gilt, hier das Empfangene fruchtbringend zu verwerten.

Heidelberg.

J. Köpfer.

Im Anschluß an obigen Reisebericht teilen wir den Wortlaut eines Briefes von **Ernst Curtius** an Ihre Kgl. Hoheit die **Großherzogin von Baden** mit, der uns auf Höchsten Befehl zugeht und dessen Veröffentlichung uns huldvollst gestattet wurde. Er ist durch die an den Schreiber durch Ihre Kgl. Hoheit gelangte Nachricht von der Studienreise badischer Philologen veranlaßt.

Durchlauchtigste, Gnädigste Frau Großherzogin!

Wie soll ich danken für die große Liebenswürdigkeit, mit der Euerer Königliche Hoheit mich teilnehmen lassen an dem neuen Pilgerzuge, der unter Großherzoglicher Fahne ins Morgenland hinaussteuert! Wie feinsinnig ist dies echt fürstliche Unternehmen eingerichtet, um jungen Lehrern, auf denen doch das Heil des Vaterlandes wesentlich beruht, Gelegenheit zu geben, nicht aus Pergamenten und Büchern, sondern aus Wohnsitz und Denkmälern die Geschichte des Menschengeschlechts anschauen zu lernen und so die Atmosphäre der Schulstube zu erleuchten und zu beleben. Meine Segenswünsche folgen dem jungen Volk von Ort zu Ort, und wenn Ew. Kgl. Hoheit Sich daran gefreut haben, daß die Jugend mir wie einem Patriarchen anhängt, so kann ich sagen, daß diese Liebe der Jugend die Krone meines Lebens ist.

Ehrfurchtsvoll

Euerer Kgl. Hoheit in steter Dankbarkeit  
gehorsamer Ernst Curtius.

Berlin, 4. März 1896.

### Die Erneuerung olympischer Spiele.

Wir werden im nächsten Heft eine Schilderung der Spiele, die dieses Frühjahr in Athen stattfanden, aus der Feder eines Augenzeugen bringen und zugleich eine uns freundlichst von Prof. Dr. Koch in Braunschweig zugesandte Darlegung der Gründe, warum der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland eine Beteiligung an jener Feier abgelehnt hat.

Inzwischen ist der Gedanke der Verwirklichung näher gerückt, in Deutschland Kampfspiele nach Art der alten olympischen einzurichten. Vom Vorsitzenden des genannten Zentralausschusses ging uns hierüber zuerst folgende Notiz zu:

Aus der Mitte des Zentral-Ausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland ist der Plan erwachsen, ein Deutsches Olympia zu schaffen, d. h. eine geweihte Stätte, auf welcher in regelmäßiger Wiederkehr ein allgemeines deutsches Fest nach Art der olympischen Spiele der alten Hellenen stattfinden soll. Erwachsen ist dieser Plan aus einer vom Zentral-Ausschuß im Jahre 1894 ausgeschriebenen Preisschrift: „Wie sind die öffentlichen Feste des deutschen Volkes zeitgemäß zu reformieren und zu wahren Volksfesten zu gestalten?“ Im Mittelpunkte des deutschen Olympia soll, verschönt durch die Kunst, die deutsche Mannesjugend stehen, welche in körperlichen Übungen mannigfacher Art deutsche Kraft und Stärke zeigen soll. Gedacht wird das Fest in dem durch die große Völkerchlacht geweihten Leipzig. Die erste Feier soll im Jahre 1900 stattfinden.

Abgesandte des Zentral-Ausschusses und der deutschen Turnerschaft haben zu diesem Zwecke einen provisorischen Ausschuß gebildet, zu welchem später Vertreter nationaler sportlicher Richtungen hinzugezogen werden sollen.

Dieser für unser Vaterland hoch bedeutsame Plan wird jetzt in einer Denkschrift unter dem Titel „Nationaltage für deutsche Kampfspiele (deutschnationales Olympia), vom Geschäftsführer des Zentral-Ausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, Realschuldirektor Kaydt — Hannover



(Voigtländers Verlag, Leipzig, 60 Pf.)“ eingehend und in einer Darstellung, die von hoher Begeisterung für dieses echt vaterländische Ziel getragen ist, der Öffentlichkeit unterbreitet. Die 32 Oktavseiten umfassende Broschüre gliedert den Stoff in die 12 Abschnitte: Das alte Olympia, Internationale olympische Spiele, Verhältnis zu den Turnfesten, Geschichte der neueren Bestrebungen für ein deutsches Olympia, Ist die Zeit für ein deutsches Olympia gekommen? Wie kann man sich ein deutsches Olympia vorstellen? Ort des deutschen Olympia, Zeit der Veranstaltung, Regelmäßige Wiederkehr des Festes, Nationaltage für deutsche Kampfspiele, Vorläufige Organisation und Schlußwort.

Die Denkschrift verdient die weitgehendste Verbreitung und sollte von jedem guten Deutschen gelesen werden, auch von demjenigen, der im Augenblick noch dem Gedanken eines allgemeinen Deutschen Festes zweifelnd gegenüber steht. Den Freunden des Planes wird die Schrift aber ein willkommenes Förderungsmittel sein. Ob derselbe bei seinen erheblichen Schwierigkeiten auf den ersten Antriebe hin zur glücklichen Durchführung gelangen wird, möge der weiteren Entwicklung vorbehalten bleiben. Aber, einmal aufgenommen, wird er niemals wieder verschwinden; denn unser deutsches Volksthum bedarf bei der heutigen Einwirkung so mannigfacher auseinandertreibender Kräfte auch solcher Kräfte, die wieder einigend und erhebend einwirken. Und dies werden von patriotischer Begeisterung getragene Nationaltage thun.

Auch der II. Deutsche Kongreß für Volks- und Jugendspiele der vom 10—13. Juli in München tagen wird, hat diese Frage auf seinem Programm. Referenten werden Dr. med. Schmidt von Bonn und Direktor Kaydt sein. Einem Einladungsschreiben, das dem uns zugesandten Programm beigelegt war, entnehmen wir Folgendes:

Die Lebensweise eines großen Teiles unserer Bevölkerung ist eine naturwidrige geworden, teils durch die Verhältnisse des modernen Erwerbs- und Kulturlebens, teils durch die verkehrten, meist in dumpfen Räumen zugebrachten Vergnügungen unserer Zeit. Hierin Wandel zu schaffen, unser Volk wieder zu gewöhnen an die natürlicheren Erholungen und schlichteren Freuden unserer Vorfahren, das sind wesentliche Forderungen unserer Zeit. Daher hinaus nach gethanener Arbeit aus den engen Räumen des Hauses, aus den qualmerfüllten Wirtschaftshäusern in Gottes freie Natur zu frischem Spiel und kräftiger Bewegung! Dies muß mehr und mehr zu einer allgemeinen Volkssitte werden.

Es ist zu wünschen, daß zur Förderung dieses Zieles sich in jedem Orte ein Volksfest in jährlicher Wiederkehr einbürgere; dies würde nicht nur zur steten Übung der Kräfte, sondern auch zur Stärkung vaterländischer Gesinnung beitragen. Der Zentral-Ausschuß hat daher die Arbeit aufgenommen, eine praktische Anleitung zur Einrichtung und Ausführung solcher Volksfeste zu geben. Er hält es aber, um recht befruchtend auf diese örtlichen Feste einzuwirken, an der Zeit, vor Allem auch der Frage näher zu treten, ob nicht in bestimmten Zwischenräumen an einem und demselben Orte zu veranstaltende Nationaltage für deutsche Kampfspiele, nach Art der olympischen Spiele im alten Griechenland ins Leben gerufen werden sollen. Gleichhoch steht uns hierbei die hohe nationale Bedeutung eines solchen allgemeinen deutschen Festes; ja, diese giebt ihm, neben der Verschönerung desselben durch die Kunst, insbesondere durch Gesang und Drama, erst die eigentliche Weihe. Mag dieses Werk auch ein schwieriges sein; die Kraft des deutschen Volkstums und der Drang nach festem, nationalem Zusammenhang wird dem ernststen Willen helfend zu Seite stehen. Möchte so, wenn uns das Werk gelungen, jeder Nationaltag ein Verjüngungsquell für unser Volk sein; möchte er jedes neue Geschlecht mahnen, treu in Liebe zum Vaterlande zu halten!

Der I. Deutsche Kongreß zu Berlin war außerordentlich stark besucht. Außer zahlreichen Einzelpersonen waren 10 deutsche Ministerien, etwa 50 deutsche Städte und mehrere hundert Vereine durch Deputierte vertreten. So läßt sich hoffen, daß bei der regen Entwicklung und den großen Fortschritten, die die Bewegung inzwischen gemacht hat, der diesmalige Kongreß noch erheblich stärker besucht werden wird. In München steht an der Spitze des Ortsausschusses der erste rechtskundige Bürgermeister v. Borscht und der Königl. Wirkliche Rath Weber. In letzteren, München, Ludwigstraße 14, oder an den Geschäftsführer des Zentral-Ausschusses, Direktor Randt in Hannover, Flügelstraße 19, sind bezügliche Anfragen zu richten. Von diesen Herren werden auch Programme kostenfrei abgegeben.

Aus der Tagesordnung teilen wir noch mit, daß am 11. Juli Geheimrat Dr. von Ziemssen einen Vortrag halten wird über die Bedeutung der Bewegungsspiele in freier Luft für das deutsche Volk.

### Litterarische Anzeigen.

**Geographische Zeitschrift.** Herausgeg. von Prof. Dr. A. Hettner. Leipzig, V. G. Teubner. Monatl. Hefte in Lex. 8°. Abonnement jährlich 16 M. Erschienen: I. Jahrg. 1895, VIII u. 712 S. mit 8 Tafeln, II. Jahrg. 1896, Hefte 1—4, 240 S. mit 4 Tafeln.

Es fehlte der geographischen Wissenschaft bisher an einem Organ, das in einer dem Nichtfachmann auch nur einigermaßen zugänglicher Weise über den jeweiligen Stand all der so außerordentlich verschiedenartigen Fragen der Geographie Auskunft gegeben, über die Ergebnisse der Arbeit an einer jeden berichtet hätte. Diese Lücke auszufüllen, ist die erste Aufgabe, die sich die vorliegende neue Zeitschrift gestellt hat. Das Ziel wird dadurch erreicht, daß zunächst der gegenwärtige Stand der Wissenschaft bezüglich wichtiger Fragen in Einzelaufsätzen dargelegt wird. Beispiele sind: „Die neueren Forschungen und Ansichten über den Bau der Erdkruste“ von A. Philippson, „Die Oceanographie in den letzten 10 Jahren“ von G. Schott, „Die gegenwärtige Lage und die neueren Fortschritte der Klimatologie“ von W. Köppen, „Die Urheimat und die Wanderungen der Indogermanen“ von H. Hirt, „Der gegenwärtige Stand der Polarforschung“ von E. v. Drygalski, „Die methodischen Fragen in der Geographie“ von A. Neumann, „Geographische Forschung und Bildung“ von A. Hettner. Auf diese und ähnliche Abhandlungen sollen dann von Zeit zu Zeit Berichte über die Fortschritte auf den besprochenen Gebieten folgen.

Es ist eine schon wiederholt hervorgehobene Thatsache, daß in den gebildeten Kreisen Deutschlands zwar weniger Interesselosigkeit, wohl aber ein oft geradezu erschreckender Mangel an erdkenntlichen Kenntnissen anzutreffen ist. Über die Lektüre einiger Reisebeschreibungen, in denen nicht selten aufgebauhte, persönliche Erlebnisse die Hauptrolle spielen, geht meist die Beschäftigung mit Geographie nicht hinaus. Der große Bildungswert dieser Wissenschaft, die hohe geistige Anregung, die sie zu geben im Stande ist,

sind noch viel zu wenig allgemein erkannt, noch weniger ausgenutzt. Die erwähnten streng wissenschaftlichen und dabei in angenehm lesbarer Form geschriebenen Berichte der geographischen Zeitschrift sind nun in hohem Grade geeignet, das Interesse für die Geographie lebendiger zu machen und Verständnis für geographische Fragen und Einsicht in sie zu verbreiten. Ganz besonders dazu berufen, Zweck und Wesen der geographischen Wissenschaft darzulegen, sind die beiden zuletzt genannten Aufsätze.

Das Bestreben der Zeitschrift geht zweitens dahin, den Leser über alles Neue auf dem Laufenden zu erhalten. Die Rubrik „geographische Neuigkeiten“ bringt eine Fülle kleinerer Mitteilungen. Daneben finden wir eine Zeitschriftenchau und eine Anzahl von Besprechungen neuer Werke. Auch wird vieles, was im Mittelpunkt des Tagesinteresses steht, in seiner geographischen Bedeutung ausführlicher beleuchtet, so beispielsweise „Der Nordostseeanal“ von Launhard, „Der Friede von Schimonoseki“ von F. v. Richtofen, „Madagaskar und der französisch-madagassische Konflikt“ von E. Keller, „Die Boerenfreistaaten Südafrikas“ von A. Schenk, „Politisch-geographische Betrachtungen über Westindien unterer besonderer Berücksichtigung von Cuba“ von E. Deckert; die letzte, sehr eingehende, fast 37 Seiten füllende Darstellung bietet neben den politischen Erörterungen einen ausgezeichneten Beitrag zur Landeskunde von Cuba.

Es liegt überhaupt drittens im Plane der geographischen Zeitschrift, kleinere oder größere Erdräume in Gesamtschilderungen oder hinsichtlich bestimmter Beziehungen vorzuführen. Hier sei hingewiesen auf „Der Nationalpark am Yellowstone“ von H. Credner, „Geographische Skizze von Centralasien“ von W. Obrutschew, „Zur klimatologischen Charakteristik Nordamerikas“ von E. Deckert, „Die Insel Tenerife und ihre Bewohner“ von H. Meyer, „Die Amurprovinz“ von Immanuel, „Die Grundlinien Anatoliens und Kleinasiens“ von E. Neumann und schließlich auf ein uns nahe-

liegendes Thema „Die bayerische Pfalz. Ein geographisches Charakterbild“ von A. Geißbed. Diese frische, anmutige Schilderung hat nicht nur den Zweck, durch ihren Inhalt zu unterhalten und zu belehren, sondern sie soll und wird auch als eine für den Geographielehrer vorbildliche landeskundliche Darstellung wirken.

Wir sind damit zur vierten Hauptnummer des Programms der Zeitschrift gekommen, zu der, die in diesen Blättern am meisten hervorgehoben zu werden verdient. Die Geogr. Zeitschr. hat von vornherein großes Gewicht darauf gelegt, den erdkundlichen Unterricht zu fördern, dem Lehrer unterstützend zur Hand zu gehen. Unter den Abhandlungen, die diesem Zweck dienen, ist in erster Linie zu nennen „Sinn und Behandlungsweise der politischen Geographie im Schulunterricht“ von A. Kirchhoff. Diese geistvolle Arbeit des gerade auch um den geographischen Unterricht so hochverdienten Verfassers führt mitten in den Kampf gegen das geistlose Schematistieren; sie muß jedem Lehrer aufs wärmste zum Studium empfohlen werden. Weiter gehören auch hierher die beiden schon erwähnten Arbeiten von A. Hettner und L. Neumann, ferner „der erdkundliche Unterricht nach den neuen Lehrplänen“ von K. Langenbeck, „Über die Wahl der Projectionen für die Länderarten der Hand- und Schulatlanten“ von A. Bludau und „Wert und Verwendung der Spezialkarten in unseren Schulatlanten“ von E. Hölzel. Eine größere Anzahl der Besprechungen von Lehrbüchern (z. B. von der Spanischen deutschen Schulgeographie u. dem Langenbeck'schen Leitfadens), von Kartenwerken (z. B. von Müllers Schulatlas und Debes' Zeichenatlas) und anderen Unterrichtsmitteln werden dem Lehrer ebenfalls sehr willkommen sein. Die meisten dieser Rezensionen, die das Interesse des Schulunterrichts im Auge haben, sind von L. Neumann verfaßt.

Aber nicht nur die zuletzt besprochenen Teile der G. Z. werden dem Lehrer gut Dienste leisten, sondern diese neue Erscheinung ist in ihrer Gesamtheit vorzüglich dazu geeignet, gerade von Lehrern zur Anregung und Belehrung benutzt zu werden. Weiß man doch, wie schwierig es ist, gerade betreffs der im geographischen Unterricht zu berührenden wissenschaftlichen Fragen und des tatsächlichen Materials die Kenntnisse vor Vereinfachung zu schützen.

Endlich sei hervorgehoben, wie viele schwerwiegende Namen wir in der Reihe der bisherigen Mitarbeiter finden, wie viele andre ihre Mitwirkung für die nächste Zeit in Aussicht gestellt haben. Sie gewährleisten, daß bei allgemeiner Verständlichkeit, bei sorgfältiger Rücksicht auf das Interesse und die Belehrung weiter Kreise, also bei Ausschluß aller Arbeiten, „die nur vom Fachmann verstanden werden,“ stets die Behand-

lung der Themen eine streng wissenschaftliche sein wird. Außer den schon erwähnten seien als Verfasser bereits erschienener Aufsätze und Mitteilungen noch aufgeführt R. Credner, A. Nehring, A. Pönd, F. Kayel, W. Ue. Dank diesen Männern und einer vorzüglichen Redaktion hat die G. Z. durch Erfüllung ihres durchaus eigenartigen Programms mit der Abhülfe eines lebhaft empfundenen Mangels begonnen. Bei Festhalten an ihren Zielen ist ihr nach unserer Meinung allgemeinste Verbreitung, besonders auch in den Kreisen der Mittelschullehrer, sicher.

Für die Bornehmheit der äußern Ausstattung gebührt dem Verleger anerkennender Dank. Die beigegebenen Tafeln sind klar und ansprechend; etwa die Hälfte von ihnen ist in der geographischen Anstalt von Wagner und Debes gefertigt. Carl Uhlig.

**G. Richter**, Grundriß der Allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. 3. Teil. Als neue Bearbeitung des Grundrißes von R. Dietrich. (7. Auflage des Grundrißes, 2. Auflage der neuen Bearbeitung.) Leipzig, Teubner, 1893. 160 S.

Das Buch ist für die Oberklassen bestimmt. Es behandelt die Weltgeschichte von der Reformation bis 1871. Überall ist die aphoristische Behandlung des Stoffes glücklich vermieden, die man in so vielen derartigen Lehrbüchern findet und die dem Schüler manches ohne Ausführung, und zwar breiteste Ausführung des Lehrers ganz unverständlich läßt. Ein Anhang (der auch separat erschienen ist) bespricht auf 11 Seiten „die Entwicklung des deutschen Reiches und der europäischen Politik von 1871—1888 im Überblick“.

**Dr. R. Biedermann**, Leitfadens der deutschen Geschichte für den Schulgebrauch. Leipzig, Voigtländer, 1895. 95 S. Preis: 80 Pfg., geb. 90 Pfg.

Vorliegenden Leitfadens hat Verf. nach derselben kulturgeschichtlichen Methode bearbeitet, die seiner „deutschen Verfassungs- und Kulturgeschichte für Schule und Haus“ zu Grunde liegt. 4 Geschichtskarten sind dem Bändlein beigegeben.

**Dr. R. Stöwer**, Zollerlieder. Gedichte und Festspiele. (Mit einer Notenbeilage). Breslau, W. Woywod, 1895. 44 S. Preis: 75 Pfg.

Der Verf. bietet uns eine sehr ansprechende Sammlung von Gedichten zu Kaisers Geburtstag und zum Sedanfeste. Auch ein Festspiel „Dem Vaterland, dem Kaiser Wilhelm Heil!“ ist beigegeben. Bei dem Mangel derartiger patriotischer Gedichte aus der neueren Zeit wird das Bändlein Vielen gegebenen Falls willkommen sein. G.

**Druckfehlerberichtigung.** In den Bemerkungen über philosophische Propädeutik S. 74 Z. 18 v. u. muß es heißen dialektische Gewandtheit statt didaktische G.

## Anzeigen.

(Die gespaltene Pettzeile 35 Pf.)

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:  
**Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dia-**

**lekte.** Herausgegeben von Dr. W. Streitberg, o. ö. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität Freiburg i. d. Schweiz.

3. Band. **Altisländisches Elementarbuch** von Dr. B. Kahle, Privatdozent an der Universität Heidelberg. 8<sup>o</sup>. Brosch. 4 M., in Lwd. geb. 4 M. 80 Pf.

Diese Sammlung soll zur Einführung in das Studium der altgermanischen Dialekte dienen. Sie hat den Zweck, alles zu bieten, was dem Anfänger zur gründlichen wissenschaftlichen Kenntnis der älteren Perioden der hauptsächlich germanischen Sprachen von nöten ist.

Vorher ist erschienen:

1. Band: **Die „Urgermanische Grammatik“**, von Professor Dr. W. Streitberg, welche alle vorhistorischen Erscheinungen der Laut- und Flexionslehre darstellt, dient als **allgemeine Einleitung** der ganzen Sammlung. Sie wird denen von besonderem Nutzen sein, welche eine genaue Kenntnis des Zusammenhangs zwischen dem Altgermanischen und andern Zweigen der indogermanischen Sprachen zu erlangen wünschen. Brosch. 8 M., geb. 9 M.

Darauf folgen:

2. Band: **Gotisches Elementarbuch** von Dr. W. Streitberg, o. ö. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität Freiburg i. d. Schweiz. (Im Druck.)
4. » **Altenglisches Elementarbuch** von Dr. K. D. Bülbring, o. ö. Professor an der Universität Groningen.
5. » **Altsächsisches Elementarbuch** von Dr. F. Holthausen, o. ö. Professor an der Universität Gothenburg.
6. » **Althochdeutsches Elementarbuch** von Dr. L. Sütterlin, Privatdozent an der Universität Heidelberg.
7. » **Mittelhochdeutsches Elementarbuch** von Dr. V. Michels, o. ö. Professor an der Universität Jena.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Als erster Teil der Sammlung „Illustrierter Literaturgeschichte“  
erscheint soeben:

### Englische Literaturgeschichte.

Von Professor Dr. Richard Wülker.

Mit 150 Textbildern, 25 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich u. Farbendruck  
und 11 Faksimile-Beilagen. 14 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halb-  
leder gebunden 16 Mark.

Die Geschichte der englischen Literatur soll im August gebunden vorliegen. Dann  
werden sich zunächst die Geschichten der deutschen, französischen und italienischen  
Literatur anreihen.

Die erste Lieferung durch jede Buchhandlung zur Ansicht. Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

## Anzeigen.

(Die gespaltene Petitzeile 35 Pf.)

### Serdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Sobien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu.** Mit einer Einleitung von **B. Dühr**, S. J. gr. 8°. (VIII u. 286 S.) M. 3; geb. in Halbfranz. mit Rotzchnitt M. 4.80.  
Bildet Band IX unserer „Bibliothek der katholischen Pädagogik“. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rat Dr. L. Kellner, Weihbischof Dr. Knecht, Geistl. Rat Dr. H. Kolfus und herausgegeben von Direktor **F. F. Kunz**. — Band I—IX zusammen M. 32.60; geb. M. 48.80.

Neben der Band-Ausgabe der „Bibliothek der katholischen Pädagogik“ besteht eine Ausgabe in Lieferungen à 80 Pf., worauf jederzeit abonniert werden kann.

### Französische Lehr- und Übungsbücher.

von Prof. Dr. H. Brehmann u. Dr. H. Moeller.

Ausgabe A.

**Französisches Elementarbuch.** 3. Auflage. gr. 8° 196 Seiten.

**Französische Grammatik.** Teil I. 2. Auflage. gr. 8° XII und 98 Seiten; Teil II. 2. Auflage. gr. 8° VI und 92 Seiten.

**Französisches Übungsbuch.** Teil I. 2. Aufl. gr. 8° VI und 205 Seiten.

Ausgabe B.

**Französisches Elementarbuch.** 6. Auflage. gr. 8° VIII und 125 Seiten.

**Französisches Übungsbuch.** (Enthält zugleich die Grammatik.) Teil I. 4. Auflage. gr. 8° X und 250 Seiten; Teil II. gr. 8° VIII und 243 Seiten. Ausgabe für Gymnasien.

**Französisches Übungsbuch.** (Enthält zugleich die Grammatik.) Teil I. gr. 8° X, 240 und 32 Seiten; Teil II. gr. 8° VII und 199 Seiten.

**Ergänzungen zum französischen Unterricht an Gymnasien.** mit besonderer Berücksichtigung des Latein. Anhang zu den in Gymnasien verwendeten Grammatiken. gr. 8° VI und 29 Seiten. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

K. Oldenbourg, Verlagsbuchhandlung, München.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

### Kuno Fischer: Shakespeares Hamlet.

(Kleine Schriften. 5.)

Inhalt:

- I. Die Hamletkritik und ihre Abwege.
- II. Die Hamlet-Tragödie.

Verlag von Piloty und Loehle in München  
Soeben erschienen:

### Neue französische Lehr- bücher!

mit besonderer Berücksichtigung  
des Lateinischen

von

**Friedrich Beck,**

Gymnasiallehrer für neuere Sprachen am kgl. Hum. Gymnasium in Neuburg a. D.

**Französische Grammatik** für Humanistische Gymnasien gebd. M. 2. 50.

**Französisches Übungs- und Lesebuch I.** für Human. Gymnasien gebd. M. 1. 50.

**Französisches Vokabular** für Human. Gymnasien gebd. M. 1. 20.

Verlag von K. Oldenbourg, München.

### Französische Konversationsübungen

für den Schul- und Privatgebrauch. Von J. Bauer und Dr. Th. Vinf. Teil I. 8°. XI und 228 Seiten; Teil II. 8°. VI und 148 Seiten.

**Französisches Lesebuch.** Von J. Bauer, A. Engler und Dr. Th. Vinf. 2. Auflage. gr. 8°. XI und 333 Seiten. Wörterverzeichnis dazu. gr. 8°. 112 Seiten.

**Französisches Vokabularium** auf etymologischer Grundlage mit einem Anhang für Mittelschulen und zum Privatgebrauch. Von Dr. A. Rauschmaier. gr. 8°. VI und 110 Seiten.

**Englisches Vokabularium** auf etymologischer Grundlage und mit vereinfachter Aussprachebezeichnung nebst einem Anhang für Mittelschulen und zum Privatgebrauch. Von Dr. A. Rauschmaier. gr. 8°. VIII und 104 Seiten.

### Lehrbuch der englischen Aussprache

nebst Vokabularium. Von Dr. Wilh. Steuerwald. Mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache der Eigennamen. gr. 8°. XVI und 422 Seiten. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hierzu je eine Beilage von **J. A. Stern's** Verlag in Breslau, der **S. A. Pierer'schen** Verlagsbuchhandlung in Altenburg, dem **Bibliographischen Institut** in Leipzig und der **Sahn'schen** Buchhandlung in Hannover.